5 Pfennig

Montagsausgabe

5 Pfennig

Nr. 177.

30. Jahrg.

Abonnements-Bedingungen:
Abonnements-Preis pränumerando: Vierteljährl. 3,30 Mk., monatl. 1,10 Mk., wöchentlich 28 Pfg. frei ins Haus. Einzelne Nummer 5 Pfg. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntags-Beilage „Die Neue Welt" 10 Pfg. Post-Abonnement: 1,10 Mark pro Monat. Eingetragen in die Post-Zeitungs-Preisliste. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2,50 Mark, für das übrige Ausland 4 Mark pro Monat. Postabonnements nehmen an: Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Portugal, Rumänien, Schweden und die Schweiz.

Erscheint täglich.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
beträgt für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 60 Pfg., für politische und gewerkschaftliche Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 30 Pfg. „Kleine Anzeigen", das fettgedruckte Wort 20 Pfg. (zulässig 2 fettgedruckte Worte), jedes weitere Wort 10 Pfg. Stellengesuche und Schlafstellenanzeigen das erste Wort 10 Pfg., jedes weitere Wort 5 Pfg. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 5 Uhr nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist bis 7 Uhr abends geöffnet.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin".

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 14. Juli 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Die Fremdenlegion.

Sie wird mehr und mehr zu einer chronischen deutsch-französischen Gefahr, diese légion étrangère. Seit im Jahre 1907 zur Zeit der Marokkohändel die Affäre der Deserteure von Casablanca die beiden Länder auf Messerschneide einem Kriege nahebrachte, rissen die die deutsch-französischen Beziehungen trübenden Legionsgeschichten nicht ab. In neuester Zeit war es die abenteuerliche Anwerbung des Bürgermeisters Trömel und die Erschießung des Legionärs Hans Müller, die wieder viel von sich reden machten.

Der Fall Trömel steht in der Legionsgeschichte nicht vereinzelt da. Die Zahl der seelisch oder gesellschaftlich aus der Bahn geschleuderten Intellektuellen, die in der Legion untertauchen, ist sehr groß. Und was den erschossenen Hans Müller anbetrifft, dessen Blut laut Kriegsgerichtsurteil in Udschda den ostmarokkanischen Sand rot färbte, so war er ein Opfer jener wahnsinnig barbarischen Kriegsjustiz, die in allen Ländern, auch in Deutschland, sogenannte Meuterei vor dem Feinde mit dem Tode durch Pulver und Blei bestraft. Ein Fall so brutal und grausam wie etwa — das Erfurter Schreckensurteil; ein Fall, der wirklich nicht noch der Sensationsmache irgendeines geriebenen Zeilenreißers bedurft hätte, der den unglücklichen Schweizer Hans Müller zu einem minderjährigen Deutschen machte, der die gebeugten Eltern zwei Stunden vor der Hinrichtung nach Oran kommen ließ und so weiter. Nur schade, daß die Eltern bis heute noch nicht gefunden werden konnten, trotz behördlicher Bemühungen.

Die Stellung der Sozialdemokratie zur Fremdenlegion ist ohne weiteres gegeben. Wir, als erbitterte Feinde des Militarismus und Anhänger der Milizidee, sind eo ipso Gegner einer Söldnertruppe. Unser Kampf gegen die koloniale Raubpolitik schließt ohne weiteres den entschiedenen Kampf gegen die giftigste Blüte des Kolonialmilitarismus, die kolonialen Fremdentruppen in sich. Nichts lächerlicher als der Vorwurf der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", die vor einiger Zeit den „Vorwärts" einen Verteidiger der Fremdenlegion nannte. Nein, wir rufen lauter als alle deutschen Patrioten: Fort mit der Legion, fort mit dem ganzen militärischen System, dem diese Soldatenhölle ihr Dasein verdankt! Es wird sich vielleicht notwendig machen, daß sich die deutsche und französische Sozialdemokratie über eine gemeinsame Aktion gegen die Fremdenlegion verständigt, daß sich vielleicht ein internationaler Sozialistenkongreß mit ihr beschäftigt, da die Eigenart dieser Truppe in gespannten politischen Situationen nur zu leicht Anlaß zu Konflikten geben kann.

Der Kampf, den das bürgerliche Deutschland gegen die Fremdenlegion führt, gebärdet sich geräuschvoll genug. Vereine mit hohen Gönnern haben sich gegen die Legion gebildet, in Schulen und Kasernen wird mit Eifer ein Abschreckungsfeldzug inszeniert und die Zeitungen und Buchhändler machen mit der Legionsvernichtung ein einträgliches Geschäft. Der Büchermarkt ist überschwemmt mit Legionärerzählungen. Manches Wahre darin wird überwuchert von Uebertreibungen und von einer die legionsfeindliche Konjunktur ausnutzenden nationalistischen Tendenzmache. Das literarisch Beste, was in den letzten Jahren über die Legion geschrieben wurde, ist das Buch von Erwin Rosen. Der Mann saß aber nur einige Monate in Sidi-bel-Abbes bei einer Depotkompagnie des ersten Fremdenregiments. Vom eigentlichen Feldzugsleben des Legionärs in Marokko, Ostasien usw. hat er nichts aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Er kolportiert daher eine gute Portion Legionsklatsch, der noch üppiger wuchert als der „Küstenklatsch" in unseren Kolonien.

So muß denn dieser Kampf gegen die Fremdenlegion nur auf der Oberfläche bleiben, denn mit etwas gutem Willen und sehr viel nationalem Pharisäertum, verbunden mit einer Dosis chauvinistischer Hetzgelüste, legt man nicht die Axt an die Wurzel des Legionsübels.

Dieser seit einigen Jahren mit Halbheit und Unehrlichkeit geführte Kampf hat die Reihen der Legion noch nicht gelichtet. Noch immer setzen sich junge Deutsche den Kugeln der Marokkaner aus, noch immer stehen Landsleute von uns Posten im fieberschwangeren tonkinesischen Urwald.

Man schreibt soviel über das Unwesen französischer Werber für die Fremdenlegion. Aber wieviel gerichtliche Verurteilungen solcher angeblichen Werber sind denn erfolgt, von deren Abfassung immer wieder berichtet wird? Der Fall des Tunichtguts von Handlungsgehilfen in Frankfurt a. M., der dieser Tage verurteilt wurde, liegt wirklich nicht so klar, daß man daraus auf eine systematische Werbetätigkeit der französischen Behörden schließen könnte.

Nein, der beste Werber für die Fremdenlegion war und ist die deutsche Kasernenroheit und unser grausames militärisches Strafsystem. Es sind nicht immer die schlechtesten Soldaten, die in einer Stunde der Verwirrung und aus Furcht vor Strafe über die Grenze gehen und sich zur Legion anwerben lassen. Sie kommen meist aus dem Regen in die Traufe, und wissen das sogar, aber die Angst vor der Schinderei beim preußischen Kommiß ist stärker als der Legionsschrecken.

Unsere neue Wehrvorlage, die Zehntausende von Rekruten mehr in die Kaserne zwängt, ohne auch nur das mindeste an der Brutalität des Prinzips des militärischen Kadavergehorsams zu ändern, wird die Zahl der Legionsanwärter ganz erheblich vermehren. Der durch die Wehrvorlage in Frankreich ausgelöste Rüstungskoller wird die Militaristen jenseits der Vogesen aber auch mehr als bisher an der Legion festhalten lassen, die auf verlorenem Posten stehend, Zehntausende von Landeskindern erspart. So arbeiten sich auch hier die Militaristen beider Länder in die Hände.

Zahlreiche junge Elsaß-Lothringer wurden und werden durch den preußischen Korporals- und Polizeigeist, der in den Reichslanden dominiert, in die Legion getrieben. Das „In-Scherben-Schlagen der elsaß-lothringischen Verfassung" wird auch nicht gerade abschreckend wirken.

Junge Elsässer aus bürgerlichen Kreisen benutzen die Legion sogar als Sprungbrett für eine militärische Karriere. Männer, die die französische Kolonialgeschichte als Helden feiert und denen auch die deutsche militärische und koloniale Fachpresse Anerkennung zollt, so zum Beispiel der Oberst Moll und der Hauptmann Fiegenschuh, die vor einigen Jahren in Zentralafrika fielen, waren Elsässer und haben in der Fremdenlegion von der Pike an gedient. Dank der Exklusivität unserer Offizierskaste hätten sie es in einer königlich preußischen Kaserne im allergünstigsten Falle zum Feldwebel gebracht. Wenn man die „verdammten Franzosenköppe" überhaupt der Gefreitenknöpfe für würdig gehalten hätte.

Bei dieser Gelegenheit sei beiläufig eingeschaltet, daß man dem berühmten Afrikaforscher Gerhard Rohlfs nächstens ein Denkmal errichten will. Wird man sich dabei erinnern, daß Rohlfs erst durch seine Dienstzeit in der Fremdenlegion zur Afrikaforschung angeregt wurde?

Groß ist die Zahl der deutschen Handwerksburschen, die ohne den Umweg über die preußische Kaserne zur Fremdenlegion gehen. Die meisten zwingt der nagende Hunger auf den Weg zum Bureau de recrutement. Viele könnten davor bewahrt werden, wenn unsere lieben Bourgeoislandsleute in Frankreich etwas mehr Mitleid und Hilfsbereitschaft zeigen wollten. Wir haben viele bittere Klagen solcher armer Teufel gehört, die von den deutschen Hilfsvereinen in den französischen Städten mit einigen armseligen Bettelpfennigen abgespeist wurden und in ihrer Not schließlich doch den Werbeschein unterschreiben mußten.

Die meisten deutschen Fremdenlegionäre sind Opfer der sozialen, militärischen und politischen Zustände ihrer eigenen Heimat. Werden diese Ursachen beseitigt, werden sich nur noch wenige aus Leichtsinn oder Abenteurerlust das Legionskäppi auf den Kopf stülpen.

Wer durch die sozialistische Schule gegangen ist, wird sich von vornherein dafür bedanken, seine Haut einer der brutalsten militaristischen Einrichtungen zu verkaufen, sich zum Werkzeug der kolonialen Raubpolitik zu machen. Die Erziehungsarbeit der proletarischen Jugendbewegung ist ein vortreffliches Hilfsmittel im Kampfe gegen die Fremdenlegion. Aber gerade diese Bewegung wird von denselben Leuten bekämpft und schikaniert, die angeblich der Legion zu Leibe gehen wollen. Ihr kurzsichtigen Pharisäer! Mit eurer Begönnerung des wüsten Kriegspielrummels eines Jungdeutschlandsbundes tragt ihr ja nur zur Förderung des Landknechtsgeistes bei. Wir Sozialdemokraten als entschiedene und konsequente Bekämpfer des Militarismus können dagegen mit vollem Recht rufen: Nieder mit der Legion!

Das Reich und Preußen.

Von Professor Walther Schücking.*)

Gegen die Möglichkeit eines parlamentarischen Regierungssystems in Deutschland ist von jeher die Verschiedenheit des Wahlrechts im Reiche und in Preußen in das Feld geführt worden. In der Tat läßt sich nicht leugnen: Preußen und das Reich sind so sehr miteinander verquickt, daß eine parlamentarische Regierung nicht durchgeführt werden kann, wenn innerhalb des Reichstags und des Abgeordnetenhauses ganz verschiedenartige Majoritäten vorhanden sind. Nicht der Wortlaut der Reichsverfassung, wohl aber die Tatsache der Struktur des Reiches erfordern, daß der Reichskanzler auch der preußische Ministerpräsident ist. Denn, wie noch in allerjüngster Zeit der Staatssekretär des Innern im Reichstag mitgeteilt hat, gelangt — von preußischen Anträgen abgesehen, die von der Reichsverfassung allein vorgesehen sind — auch keine Präsidialvorlage an den Bundesrat, die nicht zuvor die Zustimmung Preußens gefunden hätte, so daß ihr wenigstens die preußischen Stimmen gesichert sind. Andernfalls würden die Verhandlungen innerhalb des Bundesrats meistens pro nihilo (vergeblich) sein, und der Reichskanzler würde in eine geradezu unsinnige Position geraten, wenn er die von ihm selbst eingebrachten Vorlagen nachträglich als stimmführender Bevollmächtigter Preußens selbst bekämpfen müßte.

Die Anhänger des parlamentarischen Systems haben deshalb von jeher verlangt, daß das preußische Wahlrecht mit dem Reichstagswahlrecht in Einklang gebracht werde. So z. B. Westerkamp in seinem wertvollen Buche über die Reichsverfassung vom Jahre 1873, dem freilich die sogenannte „juristische Schule" des Staatsrechts nicht gerecht werden konnte. Aber auch wenn man die Dinge unter dem Zeichen des deutschen Konstitutionalismus würdigt, erweist sich die Diskrepanz zwischen der politischen Zusammensetzung des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses täglich unerträglicher und hemmender. Die fortgesetzten Reibungen zwischen dem Reichsparlament und dem preußischen Parlament schaffen eine chronische, schleichende Krisis unseres Verfassungslebens. Wenn wiederholt preußische Politiker von verschiedener Färbung es als einen wünschenswerten Zustand bezeichnet haben, daß das preußische Parlament infolge eines wesentlich konservativen Wahlrechts sozusagen das Oberhaus für das Deutsche Reich bilde, so liegt darin meines Erachtens für das nichtpreußische Deutschland geradezu eine Herausforderung. Etwa ein Drittel unseres Volkskörpers soll sich also ein Oberhaus gefallen lassen, auf dessen Zusammensetzung es nicht den geringsten Einfluß besitzt! Aber davon ganz abgesehen: Wie sollen die Geschäfte geführt werden, wenn das deutsche Parlament nach links, das preußische nach rechts gehen will? Woher soll der Bismarck kommen, der sich heute in diesen beiden Parlamenten homogene Mehrheiten zu schaffen wüßte? Denn dieselben Politiker, die im preußischen Parlament dem Kanzler den Vorwurf machen, er ließe sich von der Mehrheit des Reichstags führen, betrachten es als selbstverständlich, daß in Preußen die Regierung in ihrem Sinne geleitet wird. Und der einmal von Bülow in der interessanten Aera des Blockfrühlings unternommene Versuch, im Reiche mit den Liberalen und in Preußen weiter gegen die Liberalen zu regieren, mußte wegen der dargelegten Verquickung der preußischen und der Reichspolitik schon aus diesem Grunde ein jähes Ende finden.

Ein Reichskanzler muß sich eben auf die Kräfte stützen können, die in Preußen herrschen, sonst fegt ihn der erste Windstoß davon. Die Notwendigkeit, zwischen der Reichspolitik und der preußischen Politik den nötigen Gleichklang zu schaffen, hat Savigny in seiner wertvollen Untersuchung über „Das parlamentarische Wahlrecht im Reiche und in Preußen und seine Reform" zu dem Vorschlag geführt, hier wie dort ein Pluralwahlrecht einzuführen. So demokratisch dieses Pluralwahlsystem gestaltet werden möchte, immer wird es als Reichstagswahlrecht gegenüber dem geltenden Rechtszustand für die große Masse eine Minderung ihres politischen Einflusses mit sich bringen. Die große Masse wird es deshalb als eine Entrechtung empfinden und da der Geist der Zeiten nun fraglos dahin zielt, der großen Masse mit der gesteigerten Bildung einen erhöhten politischen Einfluß einzuräumen, so wäre Savignys Plan eine Maßregel von rückschrittlichem Charakter. Soviel sich auch gegen das gleiche Wahlrecht einwenden läßt und so zahlreich dessen heimliche und offene Gegner sein mögen: es gibt meines Wissens keine einzige politische Partei in Deutschland, die es ihren Wählern gegenüber glaubt wagen zu dürfen, die Aufhebung des gleichen Wahlrechts im Reiche zu fordern. Eine praktisch unmögliche Maßregel braucht aber meines Erachtens die Politik nicht weiter zu beschäftigen. Da nun aber auch der Gedanke, mit Hilfe eines besonderen preußischen Systems die demokratischen Ideen im Reiche hemmen zu wollen, nur Verwirrung schafft, und mit der preußischen Führung den ganzen Reichsgedanken diskreditiert, so bleibt keine andere Möglichkeit, als das preußische Wahlrecht dem Reichstagswahlrecht nachzubilden oder wenigstens anzunähern.

*) Aus dem jüngst im „Vorwärts" besprochenen Buche, „Neue Ziele der staatlichen Entwickelung".

Bulgariens Kapitulation.

Aus Belgrad kommt die Meldung, daß die Bulgaren ihre Zustimmung zu direkten Verhandlungen gegeben haben. Die Nachricht hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Denn was bliebe den Bulgaren noch übrig? Sie müssen zusehen, wie die Rumänen ins Land einrücken und können ihnen nicht einmal Widerstand entgegensetzen. Und nun marschiert auch die türkische Armee vor, um jenes von den Bulgaren noch besetzte Gebiet einzunehmen, auf das die Türken nach dem Londoner Friedensvertrage Anspruch erheben. Die Frage ist also bloß, ob die Gegner Bulgariens auch zum Frieden bereit sind. Und da scheinen die Griechen, denen bisher Erfolge ohne allzuschwere Kämpfe beschieden waren, unnachgiebiger zu sein, als die Serben.

So stützen sich die Hoffnungen Bulgariens darauf, daß ihm die ärgsten Demütigungen erspart bleiben, vor allem auf das Eingreifen Rußlands, in dessen Schutz sich der bisherige österreichische Bundesgenosse bedingungslos geflüchtet hat.

Direkte Verhandlungen.

Belgrad, 12. Juli. Einer Meldung aus Uesküb zufolge befindet sich die serbische Armee im Vormarsch.

Es verlautet, daß Bulgarien direkten Verhandlungen mit Serbien und Griechenland zugestimmt hat.

Das Vorgehen der Türkei.

Wien, 13. Juli. Das Wiener K. K. Telegr.-Korresp.-Bureau meldet aus Konstantinopel: An unterrichteter türkischer Stelle wird erklärt, daß die Verhandlungen mit dem bulgarischen Unterhändler Natschewitsch offiziell abgebrochen worden sind, und daß Natschewitsch

unverzüglich abreisen wird. Die Pforte hat dem Generalissimus Izzet Pascha ein Telegramm geschickt des Inhalts, ein Irade sanktioniere den Beschluß des Ministerrates, der den Generalissimus ermächtigt, alle nötigen Maßregeln zu ergreifen, um das der Türkei gehörige Gebiet zu besetzen.

Die Türken marschieren.

Konstantinopel, 13. Juli. Wie amtlich gemeldet wird, hat die türkische Armee in der vergangenen Nacht den Vormarsch begonnen.

Ruhe in Sofia?

Wien, 13 Juli. Die „Neue Freie Presse" erhält von besonderer Seite in Sofia die telegraphische Mitteilung, daß alle Gerüchte über Unruhen, Zusammenstöße und Attentate in Sofia unrichtig seien; die Stadt sei ruhig.

Die Kriegsgreuel.

Athen, 12. Juli. König Konstantin hat an den Minister des Aeußeren folgendes Telegramm gerichtet: Der Stab der 6. Division berichtet, daß bulgarische Soldaten auf Befehl ihres Hauptmanns auf einem Schulhofe in Demirhissar den Metropoliten, zwei Geistliche und mehr als 100 Notabeln zusammenschleppten und sie dann umbrachten. Der Kommandeur der Division befahl, die Leichen wieder auszugraben. Auf diese Weise wurde das Verbrechen bestätigt. Zur selben Zeit schändeten die bulgarischen Soldaten junge Mädchen. Eine, die Widerstand leistete, wurde in Stücke gehauen. Protestieren Sie in meinem Namen bei den Vertretern der zivilisierten Mächte gegen diese Ungeheuer in Menschengestalt. Protestieren Sie auch bei der ganzen zivilisierten Welt und erklären Sie, daß ich mich zu meinem Bedauern gezwungen sehe, mich zu rächen, um Schrecken einzuflößen und um diese Ungeheuer zur Vernunft zu bringen, bevor sie weitere derartige Verbrechen begehen. Die Bulgaren verüben alle Greueltaten vergangener barbarischer Zeiten und beweisen, daß sie nicht das Recht haben, sich zu den zivilisierten Völkern zu zählen.

Die Depesche des Königs erregte in Athen Zorn und tiefe Entrüstung gegen die Bulgaren.

Konstantinopel, 13. Juli. Die bulgarischen Metropoliten von Monastir und Ochrida sowie der Vikar von Prilep sind hierher gekommen, um sich bei der Pforte über Missetaten der Serben gegen Bulgaren zu beklagen. Sie wurden von der Polizei zur Polizeidirektion gebracht.

Politische Uebersicht.

Die Konservativen gegen die Regierung.

Das Entschuldigungsgestammel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" hat dem Herrn Reichskanzler nichts genützt. Stürmischer als je hageln die Angriffe der konservativen Presse auf den unzulänglichen Geschäftsführer nieder, der sich von dem Eventualdelikt nicht reinigen kann, daß er eine Erbschaftssteuer auch aus den Händen der Sozialdemokratie entgegengenommen hätte. Die Konservativen berufen sich dabei auf das Zeugnis des Abgeordneten Erzberger, der schreibt:

„Tatsache ist und bleibt, daß die Regierung keinen Augenblick darüber einen Zweifel ließ, daß sie die Erbschaftssteuer ohne jedes Bedenken annehmen würde, und daß die Regierung für Durchsetzung ihrer Vorlagen nur insoweit auftrat, als sie die Annahme der drohenden Reichsvermögenssteuer tatsächlich verhindert hat."

Drohend fordert deshalb die „Deutsche Tageszeitung" nochmals Rechenschaft von der Regierung. Aber sie erwartet augenscheinlich keine befriedigende Antwort und erläßt folgende Kriegserklärung:

„Und wenn wir nach dieser ganzen Debatte nun auch zweifelsfrei wissen, wo der locus minoris resistentiae (Ort des geringeren Widerstandes) gelegen hat, so steht doch noch die Klärung der Frage aus, wo der locus minimae resistentiae (Ort des geringsten Widerstandes) gegeben war. Die Aufklärung darüber aber ist vor allem deshalb so wichtig, weil sie nicht nur einen interessanten Beitrag zu der Frage liefern würde, wie groß im allgemeinen die Energie der derzeitigen Reichsregierung in der Vertretung ihrer eigenen Gesetzesvorschläge eingeschätzt werden muß, sondern zugleich auch zu der anderen Frage, wohin überhaupt der Kurs des Herrn Reichskanzlers von Bethmann Hollweg gerichtet ist."

Das ist ja deutlich genug. Die ganze Richtung paßt den Konservativen nicht mehr und Herr von Bethmann steht dort, wo die meisten Kanzler kurz vor ihrem Fall gestanden haben, vor dem Konflikt mit der konservativen Partei.

Die schwarzen Bundesbrüder sehen aber vorläufig mit Unbehagen auf das Toben derer um Heydebrand. Immer wieder erinnern sie daran, daß für die neuen Handelsverträge die Nationalliberalen unentbehrlich sind. Deshalb sollten doch die Konservativen die leidige Steuerfrage ruhen lassen und dem Zentrum dankbar sein, daß es die Rückkehr der Nationalliberalen zur Zollwuchermehrheit angebahnt habe. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Mahnungen Erfolg haben und sich, steht erst die Volksausplünderung wieder auf der Tagesordnung, schon alles finden wird mit oder ohne Herrn von Bethmann.

Das Wahlergebnis in Zauch-Belzig.

Das amtliche Wahlergebnis wird jetzt bekanntgemacht. Bei der Reichstagsersatzwahl (Stichwahl) im Wahlkreise Potsdam 9 am 11. Juli wurden bei 40 768 Wahlberechtigten 33 467 gültige Stimmen abgegeben. Stadtverordneter Ewald-Berlin (Soz.) erhielt 17 151, Oberregierungsrat a. D. v. Oertzen-Remlin (Reichspartei) 16 316 Stimmen. Ewald ist somit gewählt.

Was ist's mit der Wahlreform?

Von offiziöser Seite wird wiederum verkündigt, daß der preußische Landtag bereits im Herbst zu einer Tagung einberufen würde. Verschiedene Gesetze, so Aenderungen des Staatsverwaltungs- und Kommunalabgaben-Gesetzes, werden angekündet und auch erzählt, daß das Herrenhaus auf die frühe Einberufung Wert lege, um gründlicher beraten zu können. Nur von einem redet die offiziöse Korrespondenz nicht, von der Einlösung des Wahlrechtsversprechens. Und doch ist dies das einzige, was das preußische Volk interessiert. Aber die Regierung will offenbar darauf warten, bis sie dieses Interesse deutlicher als bisher zu fühlen bekommt.

Erneute Steigerung der Fleischpreise.

In der zweiten Hälfte des Juni haben die Preise für Fleisch im Kleinhandel im Wochendurchschnitt von 52 Orten gegenüber der ersten Hälfte des Juni zumeist wieder zugenommen. Lediglich der Preis von Schweinefleisch ist mit 164,5 gegen 164,3 Pf. für das Kilo ziemlich gleich geblieben. Dagegen ist der Preis für Rindfleisch von 178,7 Pf. auf 179,8 Pf., der für Kalbfleisch von 200,7 Pf. auf 201,1 Pf. und der für Hammelfleisch von 201,7 Pfennig auf 201,8 Pf. gestiegen. Schweineschinken im ganzen und Schweinespeck behielten den Preis vom Anfang Juni mit 260,7 und 192,4 Pf., dagegen stieg Schweineschinken im Ausschnitt von 377,5 Pf. auf 377,7 Pf., inländisches Schweineschmalz von 186,2 Pf. auf 186,9 Pf. und ausländisches Schweineschmalz von 144,3 Pf. auf 144,4 Pf.

Keine Nachwahl in Stuttgart.

Ein Telegramm aus Stuttgart meldet, daß Gen. Reichstagsabgeordneter Hildenbrand eine Stellung bei der Volksfürsorge in Hamburg angenommen hat, wohin er im Herbst übersiedeln wird. Das Reichstagsmandat behält Genosse Hildenbrand bei.

Eine Riesendemonstration gegen die dreijährige Dienstzeit.

Paris, 13. Juli. (Privattelegramm des „Vorwärts".) Heute fand auf der Wiese Saint Gervais bei Paris ein Massenmeeting gegen die dreijährige Dienstzeit statt, das vom Verband der Gewerkschaften gemeinsam mit der Partei einberufen worden war. Trotz der Ferientage aus Anlaß des Nationalfestes, die Zehntausende auf dem Lande verbringen, nahm die Demonstration einen imposanten Verlauf. Auf 14 Tribünen sprachen Vertreter der Gewerkschaften und der Partei. Auf der fünfzehnten sprachen Anarchisten. Die größten Massen hatten sich um die Tribüne gesammelt, wo Jaurès sprach, dem große Ovationen dargebracht wurden.

Aus Groß-Berlin.

Eine menschenfreundliche Erinnerung.

Ich bin seit längerer Zeit krank. Im Krankenhause zu Neukölln liege ich und hoffe, hoffe wieder gesund zu werden, wie das alle Kranken hoffen. Der Krankensaal ist freundlich und sauber. Nur eines stört mich, beunruhigt auch andere Kranke. An der Wand hängt eine Hausordnung. Diese Hausordnung hat es uns angetan. Täglich sehe ich hin und täglich lese ich die Bestimmung, daß Leichen von Verstorbenen in der Regel geöffnet werden und nur davon Abstand genommen wird, wenn von Angehörigen der Verstorbenen innerhalb 12 Stunden nach erhaltener Todesnachricht Einspruch erhoben wird. Jedesmal, wenn ich diese Bestimmung lese, wird meine Hoffnung erheblich herabgemindert. Sterben denn alle Leute, die ins Krankenhaus kommen? Ich war schon in einem anderen Krankenhause, aber diese Verkündigung habe ich nirgends gefunden. Mir persönlich kann es Wurst sein, ob ich nach meinem Tode aufgeschlitzt werde oder nicht. Ist aber ein Krankenhaus der geeignete Ort, alle Tage dem Kranken vom Tode zu erzählen? Ist vielmehr nicht auch die Stimmung von Einfluß auf das Wohlbefinden eines Kranken? Wissen das die Aerzte im Neuköllner Krankenhause nicht auch? Und wenn sie es wissen, weshalb lassen sie zu, daß dem Kranken alle Tage der Tod vor Augen gehalten werden muß? Wie ein memento mori hängt es vor den Augen der Kranken: Du wirst morgen geöffnet, wenn du stirbst. Was geht das überhaupt den Kranken an! Hat doch nur Interesse für die Angehörigen! Muß man denen aber das im Krankensaale sagen, wenn sie den Kranken besuchen und ihm Mut und Hoffnung machen? Kann den Angehörigen nicht auf andere Weise diese Bestimmung übermittelt werden, etwa wenn der Tod wirklich eingetreten ist und die Benachrichtigung erfolgt? Ist es wirklich menschenfreundlich, den Kranken tagtäglich die Hoffnung zu rauben durch den Anblick dieses Plakats mit der ominösen Bestimmung?

Der Mord bei Landsberg.

Die Nachforschungen nach dem Urheber des grauenvollen Mordes bei Landsberg haben im Laufe des gestrigen Tages auf neue Vermutungen geführt. Man hatte anfangs den aus der Landarmenanstalt entlassenen Arbeiter Carl Saade im Verdacht der Täterschaft. Die Ermittlungen haben jedoch ergeben, daß S. nicht als Täter in Betracht kommt. Dagegen glaubt die Polizei, eine neue Spur entdeckt zu haben. Der Verdacht, das brutale Verbrechen verübt zu haben, richtet sich jetzt gegen den 44 Jahre alten Feldarbeiter Karl Kosse aus Greifenhagen. Die von dem Mörder und seiner Kleidung gegebene Beschreibung soll auf K. passen. K. soll an den letzten Tagen wiederholt in der Nähe der Mordstätte gesehen worden sein. Bisher war es noch nicht möglich, ihn zu verhaften.

Wochenfilm.

. . . Dieweil des Menschen Fürrecht Lachen ist.
Rabelais.

Blamierte Europäer.

I.

Ende Juni. Der Chefredakteur des Berliner Weltblattes betritt das Zimmer der „Auswärtigen Politik": „Meine Herren, die Balkanfritzen geraten sich jetzt tatsächlich in die Lausehaare. Der Bruderkrieg wird Tatsache. Jetzt heißt es wieder, eine großzügige Berichterstattung zu organisieren. Wir müssen darin unbedingt die Führung haben. — Was? Kriegsberichterstatter runterschicken? Nich zu machen! Werden ja doch nicht zur Front gelassen. Hat uns das erstemal ein paar Stangen Gold gekostet, und dabei hätten die Herren ebenso gut ihre Kriegsberichte hier im Cafehause schreiben können. Nein, machen Sie unsere Wiener Korrespondenten mobil. Und die in Sofia, Belgrad, Athen und Bukarest. — Was sagen Sie, Herr Kollege? Das wird einen schönen Salat geben? Macht nichts. Nur viel Originalmeldungen. Und wenn sie sich hundertmal widersprechen. Wenn wir täglich sieben, acht Spalten Originalkorrespondenzen bringen, stehen wir auf der Höhe. Ob der Leser daraus gescheit wird, kann uns ja wurscht sein. Im Resumé tippen wir natürlich auf Bulgarien. Nach Kirkilisse, Lüle Burgas und Adrianopel ist das ganz selbstverständlich. Außerdem sind wir das unserem schwarz-gelben Bundesbruder schuldig. Und dann, noch eins! Habe erfahren, daß der Kriegsberichterstatter der Wiener „Reichspost" nach Sofia geht. Famoser Kerl, dieser Hermenegild Wagner. Hatte immer die besten Tips. Benutzen Sie dessen Meldungen fleißig. Und bitte, meine Herren, variieren Sie recht fleißig das Thema: Die Bulgaren „die Preußen des Balkans". Und Parallelen mit anno 1864 und 1866. Und so weiter. — Na, Mahlzeit, meine Herren."

Anfang Juli. Der Herr Chef zum militärischen Mitarbeiter: „Verfluchte Kiste, Herr Major! Diese Saukerle von Griechen und Serben melden in einemfort Siege. Und wenn auch dreiviertel davon erstunken und erlogen ist, so muß doch etwas Wahres dran sein. Wie? Ach so, Sie meinen, die Bulgaren machen einen strategischen Schachzug? Umklammerung und so? Famos. Schreiben Sie uns ein militärisches Situationsbild. Mit Kartenskizze. — Ach nee, jetzt nicht. Verschonen Sie mich mit den blöden Namen. Ovtsche Polje, Kozana, Egri Palanka, kann mir alles gestohlen bleiben. Wie meinen Sie? Vorbereitung eines serbischen Sedan? Famos. Schreiben Sie darüber etwas recht Sachverständiges, Herr Major. Meine ja auch, daß diese zähen und schweigsamen Bulgaren die andere Schweinebande noch in die Pfanne hauen. Aber bitte, Herr Major, den Aufsatz und die Skizze mit dem bulgarischen Umgehungsaufmarsch noch für das Abendblatt!"

Mitte Juli. Der Herr Chef zu den „Auswärtigen": „Na, da sind wir ja schön reingeschlittert mit unserem Tip. Diese Scheißkerle von Bulgaren sind also glücklich pleite. Und die verfluchten Wiener Schmocks haben uns gründlich reingelegt. Na, also denn changement de direction, meine Herren! Schreiben Sie, daß der Sturz Bulgariens vorauszusehen war. Die größenwahnsinnige Abenteuerpolitik des Ministerpräsidenten Danew und so. Deuten Sie zart an, daß der ré nasone (Nasenkönig) Ferdinand eventuell ans Kofferpacken denken muß. 'S ist vielleicht gut für alle Fälle. Unser Redaktionsstratege kann dann etwas über die offen zutage liegenden Gründe der militärischen Schwäche Bulgariens schreiben. Führen Sie auch psychologische Gründe an: Bulgarischer Volkscharakter, Bauernschädel, Verachtung alles Fremden, Selbstüberschätzung und so weiter. Wir haben das natürlich alles vorausgesagt. — Was meinen Sie? Was die Leser zu dieser Schwenkung sagen werden? Ach, die Rindviecher merken das ja gar nicht."

II.

Sitzung im Konferenzzimmer der Redaktion der „Militärischen Woche". Der Redaktionsstab, bestehend aus Generälen und Stabsoffizieren, sitzt, streng nach Rangstufen geordnet, mit ernsten, kühlste Sachlichkeit ausstrahlenden Mienen um den mit Karten, Meßzirkel, Schreib- und Krokimaterial usw. bedeckten Tisch. Der Vorsitzende, Herr Generalleutnant z. D. von Wichtig eröffnet die Sitzung:*)

„Meine Herren. Wir sind berufen, der Oeffentlichkeit eine wirklich fachmännische und sachverständige Darstellung der Kriegslage im zweiten oder, wie wir ihn nennen wollen, im mazedonischen Balkankriege zu geben. Die Lügenfabriken in Belgrad und Athen sind in vollem Gange. Siege werden fabriziert, die nicht erfochten sind, bei Orten, die genauere Karten nicht enthalten. Das höchste Mißtrauen gegenüber serbischen und griechischen Nachrichten ist am Platze. Bulgarien sticht in bezug auf Nachrichtenverbreitung wohltuend von seinen Gegnern ab; erscheint eine Nachricht aus Sofia, so enthält sie meist nur Wesentliches und wenigstens Wahrscheinliches.

Man muß sich die Grundlage der Berichterstattung näher ansehen, um den Wert der Depeschen der Berichterstatter richtig einschätzen zu können. Militärattachés befinden sich bei den Armeen nicht, ebensowenig sind sachverständige Kriegsberichterstatter zugelassen. Die schußsicher in Belgrad, Sofia und Athen sitzenden Zeitungskorrespondenten sind also lediglich auf die Nachrichten angewiesen, die ihnen die Regierung des betreffenden Landes, die einheimische Presse sowie aus der Front kommende Verwundete oder gegnerische Gefangene oder gar Gerüchte zukommen lassen. Die Hauptschuld an der von mir gekennzeichneten Berichterstattung trägt das Publikum, das sein Leibblatt für schlecht bedient hält, wenn es nicht in unruhigen Zeiten möglichst viel spannende Nachrichten bringt, ein gut Teil Schuld trägt auch die Presse selbst, die wahllos alle Nachrichten veröffentlicht, ohne sie vorher von Sachverständigen auf ihren wahren Wert prüfen zu lassen.

Wir Soldaten müssen schon für uns in Anspruch nehmen, daß, wenn in einem Kriege die Kriegskunst und die Kriegswissenschaft ein Urteil bedingen, bei Abgabe eines solchen wie in jeder anderen Kunst und Wissenschaft nur wirkliche Sachverständige zu Worte kommen sollten. Man läßt auch keinen Leutnant a. D. über medizinische Kongresse berichten; was in dem einen Fall recht ist, ist aber im anderen billig.

Nachdem nach den Zeitungen Bulgaren und Serben gesiegt haben (beide Parteien zählen dabei immer genauer die Toten und Verwundeten des Gegners als ihre eigenen), müssen wir unsererseits als einzige kompetente Fachleute die tatsächlichen Kriegsereignisse unwiderleglich feststellen.

Falls eine Einigung Bulgariens mit Rumänien zustande kommt, fällt für die bulgarische Heeresleitung jeder Grund zur Zurückhaltung seiner nördlichsten Armeen (nordwestlich Sofia und bei Küstendil) fort. Nach den Erfahrungen des eben beendeten Bulgarisch-Türkischen Krieges wird dann eine rücksichtslose Offensive mit Sicherheit eintreten. Die Presse hat sich über strategische Probleme den Kopf zerbrochen. Wir aber können auf Grund unserer langjährigen militärischen Erfahrungen und befruchtet durch eingehendes Studium der Kriegswissenschaften folgendes konstatieren: Das Ziel der Bulgaren ist sehr einfach und mit vier Worten festzulegen: „Vernichtung der serbischen Hauptarmee" (Erste und Dritte Armee). Nebenoperation: Vorstoß der nördlichsten Streitkräfte gegen die Lebensader der Serben, die Bahn Belgrad-Nisch-Uesküb in Richtung auf Nisch oder Vranja, womit zugleich eine Deckung des rechten Flügels der über Egri Palanka vorgehenden bulgarischen Kräfte erreicht wird. Und dieses Ziel werden die Bulgaren mit absoluter Sicherheit erreichen.

Ein vielleicht beabsichtigt gewesener serbischer Vormarsch über Egri Palanka-Küstendil in Richtung Sofia scheint schon heute wegen der geschickten Operationen der bulgarischen Armeeabteilung in der Linie Kozana-Istip ausgeschlossen. Die gesamte serbische Hauptarmee hat sich mit Front nach Südosten engagiert und steht etwa in der Linie nördlich Köprülü-Kratowo, Vortruppen am Bregalnica-Sletowska-Fluß. Beide Flügel sind durch die Annäherung der Bulgaren an Köprülü und Egri Palanka sehr gefährdet. . . ."

Der Herr Generalleutnant z. D. wird in seinen Ausführungen durch ein sehr energisches Klopfen gestört. Der Geschäftsführer der „Militärischen Woche" tritt ein. „Verzeihung, meine Herren, aber es dürfte Sie bei Ihren Beratungen interessieren, daß soeben ein offizielles Telegramm aus Sofia eingetroffen ist. Die Bulgaren haben, veranlaßt durch ihre bisherigen militärischen Mißerfolge, Rußland ersucht, die Friedensvermittlung in die Hand zu nehmen."

Tableau! Der Herr Generalleutnant z. D. sagt zuerst: „Hem, hem", und die anderen secundum ordinem.

Nach einer längeren Kunstpause sagt dann der Präses der berufenen militärischen Fachleute: „Angesichts der neuen Sachlage, glaube ich in Ihrem Einverständnis zu handeln, wenn wir unsere Sitzung um einige Tage verschieben. Ich werde in der Zwischenzeit mit unserem berufensten Balkankenner, der uns schon so oft wertvolle Direktiven gegeben hat, Exzellenz von der Goltz-Pascha konferieren. Ich danke Ihnen, meine Herren."

Ernst.

*) Die folgenden Ausführungen sind zum größten Teil wörtlich aus dem Militär-Wochenblatt vom 10. Juli 1913, Beilage, zitiert. Der Verfasser.

Mit welcher Roheit der Mörder sein wehrloses Opfer hingeschlachtet hat, geht aus dem Befund der Leiche hervor. Die Obduktion hat ergeben, daß nicht nur die ganze Schädeldecke, sondern auch der Hinterkopf vollständig zertrümmert worden ist. Der Mordbube hat den Kopf der Frau Troschke nicht allein mit Feldsteinen bearbeitet, sondern er hat den Schädel auch mit voller Wucht auf einen auf der Erde liegenden Stein aufgeschlagen. Zwischen dem Opfer und dem Mörder hat auch ein verzweifelter Kampf stattgefunden. Es geht dies daraus hervor, daß in der rechten Hand der Ermordeten graumelierte Bart- und Kopfhaare des Mörders entdeckt wurden. Bei dem Kampf hat die unglückliche Frau dem Täter die Haare ausgerissen. Der Verbrecher hat die Ermordete vom Feld in eine Schonung hineingeschleift und auch noch dort erbarmungslos auf sie eingeschlagen. Eine breite Blutspur zeigt den Weg, den der Mörder Frau T. entlang gezogen hat.

Zwei Raubanfälle.

Zwei schwere Ueberfälle wurden in der Nacht zum Sonntag verübt, beide im Nordosten der Stadt, der eine im Friedrichshain, der andere an der Ecke der Kurischen und Trakehner Straße. Auf die Ermittelung der noch nicht verhafteten Täter ist in beiden Fällen eine Belohnung von je 300 M. ausgesetzt worden. Die Polizei läßt darüber die folgenden Mitteilungen verbreiten.

Im Friedrichshain war ein Tischler Albert R. aus der Greifswalder Straße ein Opfer der Räuber. Er kam gegen 1 Uhr nachts mit seinem Fahrrad durch den Hain und führte das Rad, weil er keine Laterne hatte. Als der Ahnungslose am Spielplatz vorbeiging, sprangen plötzlich drei junge Burschen auf ihn zu und fielen ohne weiteres über ihn her. Während einer ihn am Halse packte, würgte und zu Boden warf, schlug der zweite mit Fäusten auf den Ueberrumpelten ein und benutzte seine Wehr- und Hilflosigkeit, ihm das Portemonnaie mit 10 M. aus der Tasche zu reißen und einzustecken. Der dritte Räuber ergriff unterdessen das Fahrrad und fuhr davon. Ihm folgten die beiden anderen Räuber mit ihrer Beute, bevor der Beraubte sich von seinem ersten Schreck erholt hatte. Alle drei entkamen unerkannt, doch können sie zum Teil einigermaßen beschrieben werden. Der eine ist etwa 25 bis 26 Jahre alt, 1,65 bis 1,70 Meter groß und schlank, hat ein längliches Gesicht mit dunklem Schnurrbart und trug ein dunkles Jackett und Hose und einen schwarzen, steifen Hut. Der Zweite ist etwa 17 bis 18 Jahre alt und 1,50 bis 1,55 Meter groß, hat ein rundes bartloses Gesicht und trug ein graues Jackett mit Radfahrerhosen, schwarze Strümpfe, einen grauen Sweater und eine graue Radfahrermütze. Der Dritte ist 20 bis 23 Jahre alt, 1,50 bis 1,70 Meter groß und gleichfalls bartlos. Die Kleidung kann Beraubte nicht angeben.

Der zweite Ueberfall ist um 4 Uhr, also schon bei hellem Morgenlicht, verübt worden. Als ein Kaufmann R. aus der Wichertstraße auf dem Heimwege durch die Kurische Straße kam und eben die Ecke der Trakehner Straße erreicht hatte, traten ihm vier Burschen in den Weg und fragten ihn, ob er ihnen nicht sagen könne, wieviel Uhr es sei. Der Gefragte kam aber gar nicht zu einer Antwort. Ohne daß er ihnen die geringste Veranlassung dazu gab, fingen sie — so schildert er den Hergang — Händel mit ihm an und brachen einen Streit vom Zaun, um ihn zu berauben. Schon nach wenigen Worten schlug einer der Wegelagerer R. mit einem Stock über den Kopf. Der Angegriffene setzte sich aber kräftig zur Wehr und streckte seinen Gegner durch einen Gegenhieb zu Boden. Jetzt sprang sofort ein Zweiter hinzu, stürzte sich auf den Angefallenen und warf ihn nieder. Zu seinem Glück fand der Ueberfallene in Armnähe einen halben Mauerstein auf dem Boden. Er ergriff diesen und schlug damit den zweiten Angreifer so wuchtig auf den Kopf, daß er besinnungslos zusammenbrach. Nachdem der Ueberfallene sich so auch des zweiten Angreifers entledigt hatte, eilte er nach der Revierwache, um die Polizei zu holen. Unterdessen schleppten die drei anderen Burschen den am Kopfe schwer verletzten und besinnungslosen Räuber, ohne Beute gemacht zu haben, fort. Als die Polizei mit dem Ueberfallenen am Tatort erschien, waren die Täter bereits verschwunden. Es ist anzunehmen, daß der Verletzte sich in einem Krankenhause, auf einer Unfallstation oder aber wenigstens von einem Heilgehilfen hat verbinden lassen. Sicher ist, daß er eine Kopfverletzung erhalten hat, die schwer und deutlich sichtbar sein muß.

Kampf mit einem Einbrecher.

Der Zigarrenhändler Julius Lewin aus der Tieckstraße 23 wurde gestern morgen durch ein heftiges Geräusch aus dem Schlafe geweckt. Als er aus dem hinter dem Laden belegenen Zimmer nach der Straße eilte, sah er, daß seine Schaufensterscheibe eingeschlagen worden war. Geraubt war fast nichts, vielmehr hatten die Einbrecher, weil das Geräusch zu groß geworden war, schleunigst die Flucht ergriffen. Eine Bäckersfrau hatte sie jedoch gesehen und beschrieb dem Bestohlenen die Burschen und sagte ihm auch, daß diese die Borsigstraße hinuntergelaufen seien. Hier traf Lewin einen Mann, der genau so aussah, wie einer der Diebe, nur hatte er nicht wie dieser ein weißes Paket unter dem Arm. Der Bestohlene trat auf ihn zu und fragte nach dem Manne mit dem weißen Paket. Der Gefragte antwortete ruhig, niemand gesehen zu haben. Als Lewin der Bäckersfrau den Mann beschrieb, den er gesehen hatte, wußte diese sofort, daß er mit einem der Einbrecher gesprochen hatte. Lewin eilte nun wieder nach der Borsigstraße und hier traf er den Mann noch an, wie er, die Hände auf dem Rücken, langsam auf und ab ging. Jetzt packte Lewin den Dieb beim Kragen, um ihn zur Polizei zu bringen. Der Ertappte setzte sich jedoch heftig zur Wehr und schlug mit einem Stiefel, den er aus dem Jackett hervorzog, so lange auf L. ein, bis der zusammenbrach. Dann ergriff er die Flucht, der Händler erhob sich aber wieder und nahm mit anderen Passanten die Verfolgung des Flüchtigen auf. Es gelang ihnen auch, den Einbrecher in der Artilleriestraße zu stellen. Auch hier wehrte er sich aus Leibeskräften mit Stiefeln, die er und seine Spießgesellen, wie sich später herausstellte, in der Nähe bei einem Schaufensteretnbruch gestohlen hatten. Als ein Schutzmann hinzukam, gelang es schließlich, den Tobenden zu überwältigen und nach der Wache zu bringen. Noch im Laufe des Vormittags konnte die Kriminalpolizei auch seine beiden Spießgesellen festnehmen. Alle drei leugneten zuerst, gaben aber schließlich die Einbrüche zu. Die von ihnen angegebenen Namen sind falsch.

Vorsicht vor Bahnhofshyänen!

Eine der Bahnhofshyänen, die den durchreisenden Arbeitern auflauern, um ihnen durch List oder Gewalt ihre Ersparnisse abzunehmen, kam gestern an den Unrechten. Ein Arbeiter, der hier durchfuhr, um Arbeit zu suchen, traf auf dem Schlesischen Bahnhof einen Mann, der sich bereitwilligst erbot, ihm in der Großstadt behilflich zu sein, und ihm erklärte, daß er auch Beschäftigung nachweisen könne. Er veranlaßte den Mann, mit ihm ein Lokal in der Nähe des Bahnhofes zu besuchen, um dort die Sache weiter zu besprechen. Der Arbeitslose war sehr erfreut, einen „Führer" und Arbeitsvermittler" gefunden zu haben. Bald gesellten sich mehrere andere Männer zu ihnen, die den Helfer kannten und sich, wie sie sagten, freuten, ihn zufällig hier zu treffen. Nachdem die ganze Gesellschaft eine Zeitlang vergnügt geplaudert und gezecht hatte, suchten sie einen Grund, um dem Fremden das Portemonnaie abzunehmen, das, wie sie durch geschickte Fragen erfahren hatten, gut gespickt war. Sie verlangten schließlich, daß der Arbeitslose für alle Mann die Zeche bezahle. Dieser lehnte das Ansinnen aber entschieden ab, und so gerieten sie bald in Streit. Als nun der Fremde seine eigene Zeche bezahlen wollte, schlugen sie ihm die Börse aus der Hand, so daß ihr Inhalt sich auf dem Fußboden zerstreute. Es waren aber nur wenige Mark in Silber und Nickel. Zwei Goldmünzen hatte der Mann, als er sah, daß es mit seinen Bekannten nicht ganz geheuer war, unbemerkt aus der Börse genommen und in den Strumpf gesteckt. Enttäuscht über ihre geringe Beute, die sie natürlich sofort aufhoben und einsteckten, fielen sie über ihr Opfer her, verprügelten es und rissen ihm Uhr und Kette vom Leibe. Als der Wirt dazwischentrat, verschwanden alle bis auf den „Führer", der jetzt den Harmlosen spielen wollte. Der Arbeitslose traute jedoch auch diesem nicht und ging ihm, als er sich ebenfalls aus dem Staube machen wollte, nach. Er sah, daß dieser in ein Haus hineinging, und wartete hier, bis Kriminalbeamte, die in der Nähe patrouillierten, herbeigekommen waren und den freundlichen „Führer" beim Kragen packten. Uhr und Kette fand man noch in seinem Besitz. Der gefährliche Bursche, der sich zuerst noch aufs Leugnen legte und dann einen falschen Namen angab, entpuppte sich als ein Bootsmann Anuschisch.

Rettungstat einer Zwölfjährigen.

Eine brave Tat hat am Sonnabend die 12jährige Else Schneider aus Oberschöneweide vollbracht. In der Gemeindebadeanstalt in der Nähe von Tabberts „Waldschlößchen" an der Oberspree war das 20jährige Dienstmädchen B. über die Sperrleine des Schwimmbassins hinausgeschwommen. In der Mitte der Spree verließen das junge Mädchen plötzlich die Kräfte, und es rief angstvoll um Hilfe. Die kleine Else Schneider schwamm sofort hinzu, und es gelang ihr, die B. gerade in dem Augenblick zu fassen, als diese zu versinken drohte. In der Todesangst umschlang die Verunglückte den Hals des Mädchens und zog dieses mit sich in die Tiefe. Der mutigen Retterin gelang es aber mit Aufbietung aller Kräfte, sich und die B. wieder an die Oberfläche zu bringen. Noch einmal wurde die Schneider durch die schwere Last in die Tiefe gezogen, konnte sich jedoch wieder herausarbeiten. Inzwischen war der Unfall auch von dem Bademeister beobachtet worden, der unverzüglich ins Wasser sprang und den beiden Mädchen zunächst einen Rettungsring zuwarf. Nach vieler Mühe vermochte Else Schneider den Ring zu ergreifen und sich daran über Wasser zu halten. Inzwischen war der Bademeister an die Unfallstelle herangeschwommen und konnte die beiden Mädchen ans Land bringen. Die verunglückte B. war besinnungslos und konnte erst nach längeren Bemühungen wieder ins Leben zurückgerufen werden. Auch die mutige Retterin brach infolge der Ueberanstrengung bewußtlos zusammen, erholte sich aber glücklicherweise bald. Dem tapferen Mädchen wurden lebhafte Beifallsbezeugungen dargebracht.

Der alte Schwindel der Wechselfalle.

Mit großem Raffinement geht eine dreiste Gaunerin zu Werke, die als Wechselfallenschwindlerin auftritt. Sie sucht mittlere und kleinere Geschäfte auf, macht kleinere Einkäufe und gibt ein Zehnmarkstück in Zahlung. Während des Wechselns versteht es die Betrügerin, die Verkäufer in eine Unterhaltung zu verwickeln, so daß diese meist nicht sogleich bemerken, wie die Kundin sowohl das Wechselgeld als auch das Zehnmarkstück einstreicht. Die Gaunerin ist etwa 25 Jahre alt, geht elegant gekleidet, trägt neueste Mode und sucht dadurch „Eindruck" zu machen.

Messerstecherei.

In der Nacht zum Sonntag stand in der Naunynstraße der Arbeiter Georg Lorych zu später Stunde mit seiner Braut vor dem Hause Nr. 13, als vier junge Burschen vorüberkamen. Diese hänselten ihr und das Mädchen und wurden tätlich, als er sich das verbat. Alle fielen über Lorych her und dann auch über den Arbeiter Wilhelm Zahn, der aus einer benachbarten Schankwirtschaft kam und Lorych beisprang und den Streit zu schlichten versuchte. Jetzt wandte sich die ganze Gesellschaft gegen die beiden, und es dauerte gar nicht lange, da griffen sie zu den Messern und stachen blindlings auf sie ein. Lorych und Zahn wurden beide so schwer verletzt, daß sie nach dem Krankenhaus Bethanien gebracht werden mußten. Während es Leuten, die hinzukamen, gelang, einen der Täter, einen Arbeiter Anton Pallacz aus der Blumenstraße, zu ergreifen, entkamen die anderen unerkannt.

Einbrüche.

In der Holsteinischen Straße zu Wilmersdorf hatten Einbrecher es auf die Gesellenstube des Bäckermeisters Schmidt abgesehen. Während die Gesellen bei der Arbeit waren, öffneten die Spitzbuben mit einem Nachschlüssel die Tür und stahlen alles Bargeld und die Schmuck- und Wertsachen der Gesellen. Außerdem nahmen sie noch deren beste Kleidungsstücke mit. — Klingelfahrer suchten den im zweiten Stock des Hauses Pestalozzistraße 4 zu Charlottenburg wohnenden Professor Dr. Fröhlich heim, während dieser mit seiner Gemahlin ausgegangen und die Wohnung unbeaufsichtigt geblieben war. Sie stahlen für ungefähr 1000 M. Kleidungsgegenstände.

Aus aller Welt.

Ein neuer Flug Paris-Berlin.

Der Flieger Audemars ist am Sonnabendabend auf dem Flugfelde von Villacoublay gelandet.

Audemars, dem es nach verschiedenen vergeblichen Versuchen nun endlich geglückt ist, in den Besitz des Batscharipreises zu gelangen, äußerte bei seiner Landung in Villacoublay, daß sein Flug infolge des starken Windes sehr mühsam gewesen sei. Er hielt sich durchschnittlich in einer Höhe von 1500 Meter, war aber zeitweilig durch den Nebel so behindert, daß er, um die Orientierung wiederzugewinnen, bis auf 30 Meter Höhe heruntergehen mußte.

Interessant ist, festzustellen, daß die Landung Audemars genau 7,41 Uhr abends erfolgte. Die Sonne geht am 12. Juli um 7,49 Uhr unter. Audemars hat den Preis also mit der geringen Differenz von 8 Minuten in seinen Besitz gebracht.

* * *

Kaum hat der Pilot Audemars seinen Flug Berlin—Paris, der ihm den Batscharipreis eingetragen hat, vollendet und schon hat wieder **ein französischer Flieger den Flug Paris—Berlin ohne eine einzige Zwischenlandung vollbracht.**

Gestern morgen um 4,10 Uhr stieg der Flieger Leon Letort auf dem Pariser Flugfelde zum Fluge nach Berlin auf. Letort, dessen Flug vom herrlichsten Wetter begünstigt war, und der einen Morane-Saulnier-Eindecker mit einem 80pferdigen Motor benutzte, hatte für neun Stunden Benzin und Oel aufgenommen. **Ohne jede Zwischenlandung flog Letort auf Berlin zu und landete auf dem Flugplatz in Johannisthal gegen 1 Uhr.** Letort hatte sich während seines Fluges immer in beträchtlichen Höhen aufgehalten und seine größte Höhe war 3720 Meter. Der Pilot, der die Strecke in einer Zeit von nicht ganz 9 Stunden bewältigt hatte, landete im schönen Gleitflug auf dem Johannisthaler Flugplatze, und beabsichtigt, sich längere Zeit hier aufzuhalten.

Leon Letort steht im 24. Lebensjahre und erhielt das französische Pilotenzeugnis Nr. 170 am 9. August 1910 in Paris auf einem Blériot-Eindecker.

* * *

Ueber Letorts Landung in Berlin wird uns von anderer Seite folgendes mitgeteilt:

Am gestrigen Sonntagmittag gegen 1 Uhr bemerkten die auf dem Flugplatz Johannisthal übenden Flieger genau über Rudow ein Flugzeug, das in einer Höhe von etwa 2000 Metern herankam. Als der Apparat plötzlich in steilem Gleitfluge niederging, glaubten die Flieger, daß es sich um einen Unfall handeln könnte und begaben sich nach Rudow. Hier trafen sie zu ihrer Verwunderung auf dem freien Felde neben dem Kirchhofe einen ihnen unbekannten Flieger wohlbehalten an, der sich ihnen als der Pilot Letort der Morane-Saulnier-Werke in Paris vorstellte. Trotz zum Teil widriger Windverhältnisse hat der Franzose die Entfernung zwischen Paris und Berlin ohne Zwischenlandung zurückgelegt. Er überflog Reims, Cöln, Hannover in einer Höhe von durchschnittlich 1500 Meter. Als er über Rudow war, glaubte er, Johannisthal vor sich zu haben und ging aus 2000 Meter Höhe in einem Gleitfluge herab. Als er sich während des Abfluges vergewissert hatte, daß er sich geirrt hatte, wollte er wieder höher steigen. Als er aber gleichzeitig wahrnahm, daß der Motor nicht ganz ordnungsmäßig funktionierte, ging er nieder und landete glatt um 12.50 Uhr mittags in der Nähe des Rudower Kirchhofes, wo ihn seine Berliner Berufskollegen antrafen. Der Morane-Saulnier-Eindecker wurde dann nach dem Johannisthaler Flugplatz geschafft und bei der Luftverkehrs-Gesellschaft eingestellt, wo der nur ganz geringfügige Defekt des Motors repariert werden soll. Letort wird die Rückreise wahrscheinlich nicht auf dem Luftwege machen, sondern mit der Bahn nach Paris zurückkehren. Letort hat den Flug nicht als einen Wettbewerb um einen Preis unternommen, sondern lediglich als Sportflug. Der Franzose wurde von den Berliner Fliegern sehr herzlich aufgenommen und für seine glänzende Leistung beglückwünscht.

Unbeabsichtigte Sperrung des Simplontunnels.

Das Eingangstor des Simplontunnels nach der italienischen Seite zu befindet sich auf Schweizer Boden. Zwischen Felsengehängen an schweren Ketten hängt ein schweres eisernes Tor. Im Falle eines Krieges wird es herabgelassen, wodurch der Eisenbahnverkehr unterbunden ist. Die Ketten, welches dieses Tor hielten, zerrissen am Sonnabend, das Tor fiel herab und versperrte den Weg. Dadurch hatte der Expreßzug nach Mailand eine Stunde Verspätung. Glücklicherweise konnte man noch dem Zuge Signale geben und so ein großes Unglück verhüten, da das starke Tor darauf berechnet ist, einem Eisenbahnzug erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Flug über die Alpen.

Der Schweizer Flieger Bider stieg gestern früh 4 Uhr 8 Minuten zu einem Flug über die Berner Alpen nach Mailand auf. 6 Uhr 7 Minuten passierte er das Jungfraujoch in einer Höhe von 3470 Meter, 6 Uhr 20 Minuten Eggishorn, 6 Uhr 40 Minuten landete er, von einer Volksmenge begeistert begrüßt, in Domodossola. Nach Einnahme von Benzin setzte er seinen Flug fort, um dem Bürgermeister von Mailand ein Schreiben der Stadt Bern zu überbringen.

Kleine Notizen.

Ein sehr schwerer Eisenbahnunfall hat sich in der Nacht zum Sonntag auf dem Bahnhof von Dijon ereignet. Der Pariser Schnellzug aus Marseille, der gegen 1 Uhr nachts in Dijon ankommt, stieß bei seinem Einlauf in den Bahnhof von Dijon auf sieben dort stationierte Rangierlokomotiven auf. Der Zusammenprall war äußerst heftig und vier Gepäckwagen sind völlig zertrümmert worden. Das Ende des Zuges stürzte um und sperrte das Gleis. Die Postbeamten, die sich in den ersten Wagen befanden, sind von dem Unfall sehr schwer betroffen worden. Einer von ihnen ist bereits tot, drei andere lebensgefährlich verletzt. 27 andere Personen sind durch herumspritzende Glassplitter mehr oder weniger leicht verletzt worden. Der Verkehr war auf der ganzen Strecke bis gestern morgen 10 Uhr unterbrochen. Trotz der sofort eingeleiteten Untersuchung konnte die Ursache des Unglücks nicht festgestellt werden.

Bei einem Eisenbahnunglück in Colchester, das durch den Zusammenstoß eines Expreßzuges mit einer Lokomotive verursacht wurde, sind vier Personen getötet worden. Der erste Wagen des Zuges ging völlig in Trümmer. Der Speisewagen wurde schwer beschädigt. Die Zahl der Verletzten ist noch unbekannt.

Letzte Nachrichten.

Griechische Siegesmeldungen.

Athen, 13. Juli. Nach einem Telegramm des Hauptquartiers an das Kriegsministerium wird der bulgarische Rückzug über die Pässe von Kresna und Petschewo fortgesetzt. Die Griechen sind auf ihrem Vormarsch ununterbrochen mit dem Feinde in Berührung. Sie finden allenthalben zurückgelassene Waffen, Munition und Lebensmittel. Mehrere bulgarische Soldaten, die auf der Flucht vor Ermattung liegen geblieben waren, wurden sterben aufgefunden. Das beweist die vollkommene Zerrüttung der bulgarischen Streitkräfte. Auf dem Wege von Ischtip nach Petritsch wurden 26 Kanonen, 400 Wagen mit Munition, funkentelegraphischen Apparaten sowie Krankenwagen, Infanteriepatronen und andere Kriegsmaterialien und Lebensmittel erbeutet.

Türkischer Größenwahnsinn.

Konstantinopel, 13. Juli. In Besprechung des Marsches der türkischen Armee führt „Tanin" aus: Die Intervention Rumäniens, insbesondere das Vordringen der Griechen in das Wilajet Adrianopel habe die Lage vollständig geändert. Die Armee bei Bulair werde gegen Dedeagatsch und Adrianopel marschieren müssen. Bezüglich der Verhandlungen mit Bulgarien meint das Blatt: Solange die Bulgaren sich nicht verpflichten, Adrianopel an die Türkei wieder abzutreten, werden wir Verhandlungen ablehnen. „Taswir i Efkiar" sagt, die türkische Armee müsse Adrianopel wieder besetzen und sodann nach Dedeagatsch, Gümuldschina und Drama marschieren.

Ein Deutscher auf der Pariser Westbahn überfahren.

Hamburg, 13. Juli. Ein auf den Gleisen der Pariser Westbahn in der Nähe des Bahnhofs Champ du Mars aufgefundener Toter, der ein Abonnement der Hamburger Vorortbahn bei sich trug, ist als der 30jährige Kaufmann Friedrich Kirschner, geboren in Witten (Ruhr), Sohn eines dortigen Großindustriellen, festgestellt. Er hatte in einer hiesigen Pension gewohnt und war eines Tages spurlos verschwunden.

Soeben erschienen:

Wegen Hochverrats im Zuchthaus

Von **Rudolf Oestreich**, **Verlag der Tribüne**, Berlin SW., Zimmerstraße 95. **Preis 50 Pf.** Der wegen eines Zeitungsartikels zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilte Verfasser unterzieht in dieser Schrift den Strafvollzug im Zuchthaus zu Brandenburg einer sachlich scharfen Kritik. Die Broschüre ist durch alle Zeitungshändler und Buchhandlungen, sowie direkt durch den Verlag der Tribüne, Berlin SW., Zimmerstraße 95, zu beziehen.

HERMANN TIETZ

LEIPZIGER STRASSE — ALEXANDERPLATZ — FRANKFURTER ALLEE

Ein Posten
Wasch-Stoffe

Voile ..... / Foulardine / Musseline .. / Zephyr ..... — Meter **35** Pf.

enorm billig

156a

Diese Woche **Saison-Ausverkauf** Soweit Vorrat

Dieser Verkauf erstreckt sich auf fast alle Abteilungen. Sämtliche Waren, die dem Wechsel der Mode unterworfen sind, sollen vor Saisonschluss unbedingt geräumt werden.

Preise teilweise bis zur Hälfte herabgesetzt

Grosse Posten
Schürzen

Kinderschürzen / Blusenschürzen / Hausschürzen / Tändelschürzen — **95** Pf.

Blusenschürzen / Reformhänger / Hausschürzen / Tändelschürzen — **1.25**

Strumpfwaren

Damenstrümpfe engl. Länge schwarz ..... / Herrensocken macofarb., in allen Größen ..... / Herrensocken geringelt, in verschiedenen Farben ..... / Schweissocken mellert, in allen Größen ..... — **28** Pf.

Damenstrümpfe engl. Länge, schwarz und leder ..... / Damenstrümpfe schwarz u. weiss, à jour ..... / Herrensocken feinfarbig od. geringelt ..... / Schweissocken mellert, in allen Grössen ..... — **42** Pf.

Damenstrümpfe echt Maco, schwarz ..... / Damenstrümpfe Fil d'Ecosse, schwarz und farbig ..... / Herrensocken Fil d'Ecosse, geringelt ..... / Herrensocken Flor, feinfarbig ..... — **58** Pf.

Damen-Konfektion

Wasch-Kostüme	6.75	9.75	12.75	19.75
Weisse Kleider	4.90	7.50	9.75	12.75
Ulster im engl. Geschmack	2.90	4.90		6.90

Kostüm-Röcke

aus Phantasiestoffen ..	2.90	4.90	7.50	10.75
aus Waschstoffen	1.65	3.00	4.50	5.75

Damen-Blusen

aus Batist mit Einsätzen hübsch garniert ..... / aus zephyrart. gestreift. Stoff Hemdfasson ..... / aus leinenartig. Stoffen mit Stickerei garniert ..... — **90** Pfennig

Blusen
aus Batist mit eleganten Einsätzen ..... / aus Voile moderne Form mit Falten garniert ..... / aus Musseline moderne Farben ..... — **1.90**

Blusen
aus Voile in jugendl. Form, mit und ohne Kragen ..... / aus Wollmusselin auf Futter, chicke Fassons .... / aus Tüll mit guten Einsätzen, reich garniert ..... — **2.90**

Theater.

Montag, den 12. Juli 1913.

Anfang 7½ Uhr.
Prater. Das Bummelmädchen.

Anfang 7½ Uhr.
Kroll-Oper. Lohengrin.

Anfang 8 Uhr.
Urania. In den Dolomiten.
Schiller O. Fra Diavolo.
Berliner. Fünzauber.
Thalia. Puppchen.
Metropol. Die Kino-Königin.
Wintergarten. Spezialitäten.
Reichshallen. Stettiner Sänger.

Anfang 8½ Uhr.
Komödienhaus. Hochherrschaftliche Wohnungen.
Friedr.-Wilh. Schauspielhaus. Das Farmermädchen.
Lustspielhaus. Der lustige Kakadu.
Rose. Tagebuch einer Verlorenen.
Luisen. Die Allwördens.
Folies Caprice. Ein Pechvogel. Die Krampfsache.

Anfang 8½ Uhr.
Deutsches. Die Schiffbrüchigen.
Deutsches Schauspielhaus. Eine Vergangenheit.
Theater am Nollendorfplatz. Der Mann mit der grünen Maske.

Anfang 9 Uhr.
Admiralspalast. Eisballett: Flirt in St. Moritz.

* * *

Sternwarte, Invalidenstr. 57—62.

Buchhandlung Vorwärts
Lindenstr. 69 (Laden)

Ansichtskarten
vom
Riesengebirge, Harz, Sächsische Schweiz, Dresden, Berlin
in reicher Auswahl.
Stück 5 Pf.

Greift zu!
Jed. Herrn, der sich eleg. u. bill. kleiden will, empfehle eleg. Monatsgarderobe in feinsten Werkstätt. Berlins gearb., von Herrschaften, Doktoren, Kavalieren nur kurze Zeit gebr. (für jed. Fig. pass.)
Monats-Jackett-Anzüge 8, 10, 14, 18 M.
Monats-Rock-Anzüge 10, 12, 16, 20 M.
Monats-Paletots 8, 10, 14, 18 M.
Monats-Herren-Hosen 2,50, 5,00 M.
Ulster, sehr billig.
Große Abteilung neuer Garderobe
Moldauer, Gr. Frankfurter Str. 98 (Nähe Strausberger Pl.)
Bitte genau auf No. 98 zu achten!

Heines Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

Warnung vor Ankauf
von Nachahmungen des echten Kapitän-Kautabaks!
Jedes Stück (Rollen oder Bündel) wird nur verpackt und mit Aufdruck:
„Kapitän-Kautabak", gesetzlich geschützt",
geliefert. Verkaufsstellen, wo die kleinen Tabakdosen gratis zu haben sind, weist gern nach:
Carl Röcker, Berlin, Grüner Weg 119 (Telephon: Kst. 3861).

Zähne v. 2 M., Plomben v. 1,— an, möglichst schmerzl. Behandl.
Patentgebiß ohne Platte.
Moderne Zahnkunst, Neukölln, Bergstr. 156. Tel. 9034.

Stoffe
für elegante Maßanzüge, Ulster, Paletots Mtr. 4.—, 6.—, 8.— M. etc. Damen-Kostümstoffe, Damentuche „Neuheiten" Mtr. 2.—, 3.—, 4.— M. etc. Loden f. Pelerinen Mtr. 1,50, 2,50 M. etc. Schneidermeister, welche unsere Stoffe tadellos u. schick verarbeiten, weisen wir nach, Arbeitslohn nebst Zutaten zirka 25,—, 30,— M.
Tuchlager Koch & Seeland G. m. b. H.
Gertraudtenstr. 20/21 vis-à-vis der Petrikirche

Griebens Reiseführer

	M.
Bayerisches Hochland (Salzburg, Salzkammergut) kleine Ausgabe	1,50
große Ausgabe	3,—
Buckow und Umgebung	—,60
Dresden u. Sächs. Schweiz	2,—
Erzgebirge	2,—
Freienwalde u. Eberswalde	—,60
Harz (kleine Ausgabe)	1,20
„ (große Ausgabe)	2,50
Mecklenburg	1,50
Nordseebäder	2,—
Oberspree	—,50
Ostseebäder	2,—
Potsdam und Umgebung	—,50
Rheinreise	1,50
Riesengebirge (kl. Ausg.)	1,20
„ (gr. Ausg.)	2,50
Rügen	1,50
Sächsische Schweiz	1,—
Schwarzwald (kl. Ausgabe)	1,20
„ (gr. Ausgabe)	2,50
Spreewald	—,60
Thüringen	2,50
Thüringer Wald	1,20
Tirol (große Ausgabe)	3,—
„ (kleine Ausgabe)	1,50

und andere.

Buchhandlung Vorwärts
Lindenstr. 69 (Laden).

Vornehme Herren Kleidung
fertig und nach Maß
erhalten Sie in der modernen
Mass-Schneiderei
J. Kurzberg
Gegründet 1898
mit ähnlich lautenden Firmen
nicht zu verwechseln
Auf Wunsch Wochenrate
von **1 Mark** an
Rosenthaler Strasse 36 I. Etage,
Frankfurter Allee 104 Ecke Friedenstrasse,
Reinickendorfer Str. 4 Weddingplatz.

Billige Angebote
haltbarer bewährter und zeitgemäßer
Berufs-Kleidung

Manchester-Anzüge
Marke Gambrinus. Warm gefüttert. Strapazierfest.
Joppe 2reihig 11.90
Weste 3.60
Hose 6.75

Herkules-Leder-Hosen
Alleinverkauf. Gestreift od. einfarbig. Kernleder stark. Beste Arbeit. Bund aus einem Stück. Schwere Taschen. 4.50

Weiße Kellnerjackette
vorzüglich in Wäsche 3.65 u. 2.50

Pa. blaue Monteur-Jackette Köper od. Drell, luft- u. waschecht. Extra lang. Gesetzl. geschützt. Taschen-Verriegelung . M. 2.45

Setzer-Kittel 3.10 2.50

Maler-Kittel 2.90 2.00

Haupt-Katalog Nr. 47 (Berufs-Kleidung) postfrei!

Berufs-Kleidung für alle Zweige der Gewerke u. Industrie

BAER SOHN
Chausseestraße 29-30 — Gr. Frankfurter Str. 20 — Berlin Gegr. 1891 — 11 Brückenstraße 11 — Schöneb., Hauptstr. 10

Schutz-Kleidung für Sanitätsdienst und gewerbepolizeiliche Vorschriften

Verantw. Redakteur: Paul John, Berlin. Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdr. u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Hierzu 1 Beilage.

Vom Balkanhühnerhof.

Arme Tierchen. Schon lachen die Köche.

Bourgeoisie.

Von Hans Hyan.

Lachhaft! reiche Leute sollen nicht einmal exzedieren dürfen, ohne sich und ihren Nachkommen schweren dauernden Schaden zuzufügen! ... Wozu hat man denn das durch Bauschwindel so schnell zusammengeraffte Geld?! ... Die Aerzte? ... Ach! ... was wissen denn die? ... Mit der ganzen Medizin das ist doch Humbug! ... Wer kann denn ... Verdammt nochmal! Die Schmerzen im Genick, in den Händen und Lenden, die sind doch heute rein unerträglich! ... Also schön, nochmal zwei Pogramidönchen ... und morgen doch 'n Arzt konsultieren ... aber natürlich 'n Spezialisten. ...

Hm ... ja ... was macht man nu heute? ... „Polnische Wirtschaft“? — schon zweimal, nee drei ... einmal mit Tante Elfriede ... Die hat den Witz gar nicht verstanden ... „lieber Augustin“ oder Winterjardin? — nee ooch nich! ... Kabarett? ..., ach Quatsch! ... aber weiter is doch nichts, wo man hinkann! ... Also Meyers einladen und den Doktor, der kommt, der macht wenigstens Witze, na, und denn, den Bleibel und Schulze, die kommen bestimmt! ... Erst Rotwein und dann Bier ... Pilsener ... Siphon natürlich, aber viel Siphon! ... Vielleicht kommt die kleine Käthe Becker auch und singt was, zu der kann man nachher am Klavier Gott weiß was sagen. ...

* * *

Du weißte, Lori, eben klingl ich Bleibel an, ja, Alfred Bleibel ... na Gott sei dank ... beinah hätt' ich sie selber noch angelitten!

Was? ... was is denn? mit wem? von wem sprichst du denn?

Von wem? Na von Käthe Becker!

Is se verlobt?

Ach! ... verlobt! ... am Ende! ... verrückt is se! ... verrückt jeworden! ... Jestern abend! ... Bleibel war bei! ... einfach doll, sag' ich dir! ...

Na, aber wieso?

Bei Tisch. Ganz plötzlich ... Haben 'n paar Leute dagehabt, die Alten ... Sollte doch mit Jewalt verheiratet wern! Auf einmal springt se auf, fällt dem Leutnant ... Leutnant ...

Na, wer denn? ... so rede doch schon! wer is denn nu?

Ach so ja, Leutnant v. Warnburger ... dem fällt se um 'n Hals, küßt 'n ab! ... Jawoll ... vor allen Leuten! ... und schreit und brüllt wie 'ne Tolle, lauter Jemeinheiten ——

Ach nee! ... na und denn?

Na und?! ... was is'n da zu und'en? ... Sanitätswache, Krankenwagen und Nervenheilanstalt, das ist doch sehr einfach! ... Du nickst? ... warum nickst'n da?

Weil ich das schon lange gewußt habe ... natürlich! ... und auch schon mit Doktor Wegkirch drüber gesprochen habe, der nennt sowas otto ... ottomanisch ...

Hahaha! . ottomanisch ...

Na ja ... so heißt es auch ... ach nein, erotomanisch! retomanisch, hat er gesagt. ..

Unsinn! . gibts ja garnich! .. Ueberhaupt sonne Fremdwörter! ... Was is 'n das? Lauter Schwulst! das Mädel is in den Jahren un rann will keiner. Haben alle die Nase schon voll vom bloßen Sehen! Na, nu da, wo 's Portemonnaie sitzen sollte, da ist doch auch höchstens 'n Watton! .. Natürlich kriegt se 'n Koller, was denn sonst! ...

Ach du mit deinen Theorien! Du hast ja keine Ahnung! ... was weißt du denn, wie's bei uns Frauen ist! ... übrigens die Kinder kommen ...

1, 2, 3, 4 Kinder.

Der älteste, Franz, der am 30. September geboren ist (am 30. Dezember haben Drauns geheiratet, also auf'n Tag) und der dieses Jahr dreizehn wird, der is schon so groß wie sein Vater. Er besucht die Schule für Minderbegabte und kann noch nicht seinen Namen richtig schreiben. Er hat lange, schlenkrige Bewegungen und lacht, während sein rechter Mundwinkel immer feucht ist. Seine Augen, schillernd von unbestimmter Couleur, haben eine lose Iris, die kein Bild festhält. Er ißt fürchterlich und stört die übrigen durch Gerüche, deren er nicht Herr wird (während ihm doch das Bettnässen abgewöhnt werden konnte). ... Er scheint gutmütig; aber Dr. Wegkirch sagt: tun Sie 'n lieber in 'ne Anstalt, er richtet sonst doch noch mal Unheil an! Und tatsächlich beschwert sich die kleine elfjährige Else, daß keine von ihren Freundinnen ins Haus kommen will, wenn der Franz da ist. ...

Sie, die Else, trägt blonde, ganz gelbblonde Schnecken an ihren rosigen Bäckchen ... hat blaue Augen, ein breites, volles, gesundes Gesicht mit gerader Nase und blendend schöne Zähne. Der brünetten Mutter ähnelt sie nicht und dem dunkelhaarigen Papa noch viel weniger. Aber die Else ist auch die einzige, die ganz gesund ist; bloß sehr gefallsüchtig ist sie. ... Onkel Bleibel sagt immer: pussier nicht mit mir, du blonder Deibel! ... Und dann lacht Elschen und drückt die Brust 'raus und das runde Hinterteilchen, wie sie's von ihrer Mama sieht, deren hübsche Formen sie geerbt hat. ...

Die beiden „Kleinen“ lachen darüber. Besonders Florus, der ins neunte und in die erste Vorschulklasse geht. ... Ein Blaßschnäbelchen, sagt die Mama, er muß aus dem Hause, in die Pension, ebenso wie Else aufs Land irgendwo. ... Finden Sie nicht, solche großen Kinder ... ja, die machen einem das Leben doch zu sauer. ... Gott, keine Ruhe hat man! Und auf die Fräuleins kann man sich auch nicht verlassen! ... Na überhaupt, die! ... Geht mal raus Kinder, Ihr braucht nicht alles mit anhören! ... Draußen erzählen sich Else und Florus alles haarklein, sie wissen die Geschichte von Papa und Fräulein Lucie doch auch ... die Köchin erzählt ihnen das und will sich halbtot lachen, wenn Elsa „pfui“ sagt und Florus rot wird, wie ein Mohnblumenblatt. ... Den Kleinen beschäftigt das noch lange ... auch wenn er allein ist und seine Schularbeiten machen — soll ... Aber es kümmert sich keiner; man sieht nicht, wie matt seine Augen oft sind, wie schlapp die kleinen Gelenke und wie welk seine Wangen werden ... Und fällts ja einem auf, so reichts allenfalls zur Verwunderung: bei dem guten Essen! ... und jeden Tag kriegt er sein Glas Ungarwein! ... und fortwährend kommen sie runter, in die Luft!

Haben Sie schon gehört, sagt die Pikante vom unbekannten Theater, bei Randows sind Zwillinge angekommen ... und beide taubstumm.

Randow? Der Hausherr kuckt rüber, das ist doch der Automobilmann, nich wahr, Herkuleswerke?

Und Dr. Wegkirch fragt:

Wohl auch ein Mitglied der „Gummizelle“, er wendet sich an seine Dame — das ist nämlich ein sogenannter Kneipklub, dem die Herren hier sämtlich angehören ... bei Stallmann tagt er, nich? ... Na, da is es kein Wunder! ...

Jetzt kommt der wieder mit seiner Antialkoholbewegung, lacht der dicke Bleibel ... prost Doktor! ... Sie alte Schlafmütze! Wer lange trinkt, lebt lange!

Er vielleicht ... aber die Kinder!

Ach, was heißt Kinder! Alles son neumod'scher Schnack! Unsere Alten haben woll nich getrunken, was? Jesoffen haben die! sag' ich Ihnen! jesoffen! Prost Braun! Das is jrade was Schönes! Noch son Dings! Einmal müssen wir alle ran! ...

* * *

Und alle lachen. ...

Eine Saat ist reif geworden, in der Luft schwirrt der Ton der schwingenden Sense.

Warnungsrufe? ...

Noch ist's Zeit! ...

Nein ... nein! ...

Warum nicht? ... wir sind die Mitleidslosen?

... Alle lachen ...

Aber das Kleinste! ... Ein Engel von Murillo! ... mit den tiefen, dunkelblauen Augen, die schon in den Himmel sehen. ... Ich bin herzkrank, sagt die süße Stimme, und darf mich nicht aufregen! ... Doktor Wegkirch hat einen schweren Klappenfehler konstatiert, unheilbar ... Aber es gibt Leute, die damit alt werden. ... Und das Kind, das immer allein mit seinem Püppchen auf dem großen Balkon sitzt, die kleine Mizzi lächelt, wie ein Erwachsener, dessen Weg schon zu Ende geht, und sagt: ich bin nerwes, un ich darf mich nicht aufregen. ...

* * *

Na, Jottseidank, daß du endlich da bist, Doktor! Ach, du immer mit deine ollen Besuche! ... Laß doch die Kranken 'n bißchen warten, davon wern se auch nich fleich alle ...

Der Hausarzt kommt Arm in Arm mit seinem Freunde, der als Junggeselle schon mit ihm zusammen Mittag aß, ins Speisezimmer. Im grünlichen Licht der tiefverhängten Beleuchtung, die bloß Teller und Speisen hell glänzen macht, sehen die andern auf. Die noch schöne Hausfrau in der Mitte der Tafel, die mit ihren braunen Augen ein Scherzwort in Zärtlichkeiten wandelt, für den Freund; der dicke Bleibel, ein schwerreicher Grundstückhändler (ebenso wie der Hausherr), dann die pikante Kleine, die „irgendwo am Theater“ ist; Kommerzienrat Schulz hat sie in seinem Auto mit hergebracht — was ja eigentlich nicht sein sollte ... aber na, er ist unverheiratet, d. h. er liegt in Scheidung, und sie ... sie ist eben 'ne Künstlerin, da ist das ja was anderes! Daneben, neben dem für einen Kommerzienrat zu schlanken und für einen früheren Materialwarenhändler eigentlich zu eleganten Schulz sitzen Meyers. Er ... nu ... er is Bankier ... hat 'ne Kreditanstalt ... Der Mann ist prima ... allerdings ... aber schließlich, woher haben denn die andern ihr Geld? Und sie, sie ist eine geborene Baronin v. Hohensternfels. Sie war Lehrerin. Uebrigens eine charmante Frau ... der Doktor, der eigentlich neben der Dame des Hauses hatte Platz nehmen sollen, setzt sich dahin. Seinem und der Dame gedämpftem Plaudern folgt das Ohr der Hausherrin voll heimlicher Spannung. ...

Also Doktor, fragt Herr Braun, erst 'n Schnabus, was?

Nee, danke, ich habe meinen Magen zu lieb.

Na, ich weiß nich, wie man das olle Zeuchs, den Rotwein so trinken kann! Bleibel und Sie, lieber Kommerzienrat, noch 'n Whisky?

Die Herren trinken und „halten jleich nochmal hin, damit's Jerenne nich immer is. ...

Das wächserne Lohngesetz.

Von Pierre Damp.

Turgot sagt: „In jeder Art Arbeit muß es geschehen und geschieht es auch wirklich, daß sich der Lohn des Arbeiters auf das beschränkt, wessen er bedarf, um sich zu erhalten.“ Ferdinand Lassalle hat den Satz wiederholt und als Gesetz aufgestellt. Aber das „eherne Lohngesetz“ scheint den Lebensbedingungen des Arbeiters nicht mehr zu entsprechen, vornehmlich nicht in den katholischen Gegenden.

Lassen wir die Theorie und treten wir durch ein Beispiel in die Praxis ein:

Der Lohn eines Arbeiters einer mechanischen Weberei in Nordfrankreich beträgt im Durchschnitt 3 Frank 50 Centimes bis 3 Frank 75 Centimes täglich. Damit aber dieser Lohn, der für alle gleich und beständig ist, sich den Subsistenzkosten des Arbeiters anpasse, wäre es notwendig, daß die Bedürfnisse der Arbeiter in der ganzen Korporation gleich und beständig seien. Sehen wir da einmal näher zu:

Vor seiner Heirat legt der Arbeiter, vom Lehrling bis zum Webstuhlführer, die Lohnleiter von 1 Frank bis 3 Frank 50 Centimes zurück. Diese letzte Sprosse erreicht er mit achtzehn Jahren. Verheiratet er sich dann mit einem Fabrikmädchen, das als Garnwinderin oder Spulerin 2 Frank bis 2 Frank 50 Centimes verdient, dienen die vereinigten Löhne den durch die Einrichtungskosten der Wirtschaft vermehrten Ausgaben.

Kommt das erste Kind, nimmt das Paar seine Ersparnisse in Anspruch, wofern deren vorhanden sind. Es kommt nicht mehr aus. Indes hilft ihm das Wohltätigkeitsbureau mit einem Wickelzeug und die Frau des Unternehmers, die zum Komitee der Pfarre gehört und die Wöchnerinnen besucht, gibt auch etwas Wäsche, Nahrungsmittel und einen kleinen Geldbetrag her.

Wir sehen also: schon ist der Lohn zur Erhaltung des Kindes des Arbeiters unzureichend oder eben noch knapp zureichend. Die Wohltätigkeit gesellt sich dazu. Wenn die Mutter vom Kindbett aufgestanden ist, ernährt sie das Kind in der Krippe der Weberei, wohin sie zurückkehrt, um ihre 2 Frank bis 2 Frank 50 Centimes weiter zu verdienen. Sobald es entwöhnt ist, gibt sie es, nach dem herrschenden Brauch, in Obhut. Die Pflegerin bekommt 5 Frank wöchentlich. Der Spulerin, die weiter in die Fabrik geht, bleiben nach sechs Arbeitstagen noch 7 bis 8 Frank Ueberschuß.

Es kommt das zweite Kind. Wieder sieht man die Baumwollwindeln, die Wohltätigkeitsdame, den Priester, die barmherzige Schwester. Zur Taufe gibt's 10 Frank.

„Ja, diese Leute tun viel Gutes.“

Die Pflegerin bekommt 9 Frank wöchentlich für die zwei Kinder. Soll die Spulerin noch in die Fabrik? Nach dem zweiten Kinde gehen viele nicht mehr hin. Nach dem dritten kann es keine mehr. Sie werden, wenn sie können, Pflegerinnen für die ersten und zweiten Kinder der anderen und verrichten irgendeine der Heimarbeiten, die 50 Centimes täglich einbringen.

Wo bleibt da das Paradies des ehernen Lohngesetzes? Reicht der Lohn zur Erhaltung der zwei Kinder hin? Nur noch der Vater arbeitet regelmäßig. Die Last wächst weiter durch die unmäßige Fruchtbarkeit der Arbeiterfamilie, die sechs Kinder in zehn Jahren ergibt. Wenn das sechste kommt, arbeitet das erste noch nicht. Der Lohn des Vaters kann nicht wachsen. Das ist kein Lohn, der durch die größere Geschicklichkeit des im Beruf erwachsenen Arbeiters gesteigert wird. Der Webstuhl schlägt für den Mann von fünfundzwanzig Jahren genau so viele Schläge wie für den Vierzigjährigen.

Stellen wir also das wächserne Lohngesetz fest:

Der Lohn der Arbeiter strebt einem Betrag zu der nur zum Unterhalt desjenigen ausreicht, der die geringsten Bedürfnisse hat.

Das willkürliche Geschenk ergänzt die zum Leben notwendige Quantität bei denen, die gezeugt haben.

Man sieht, daß an Stelle des starren, auf das theoretische Niveau der Bedürfnisse eines ganzen Berufs gegründeten ehernen Lohngesetzes das streckbare wächserne Lohngesetz auf- und abwellend die vielgestaltige Wirklichkeit erfüllt.

Daß der Lohn nur den unmittelbaren Bedürfnissen des Arbeiters genüge — aber daß er ihnen wirklich genüge, erscheint hier als ein Glücksfall. Man kann dann nur auf eine strenge wirtschaftliche Abhängigkeit schließen. Aber die Arbeiterfamilie in einer dauernden Unzulänglichkeit des Lohnes zu erhalten, bedeutet soviel wie ihre geistige Unabhängigkeit unterdrücken!

Der Unternehmer kann sagen:

„Arbeite für mich oder stirb!“

Aber der Wohltäter setzt hinzu:

„Denke wie ich oder stirb, trotzdem du arbeitest!“

Und der wohltätige Unternehmer kalkuliert seinen Gewinn folgendermaßen:

Durch die Wohltätigkeit erzeuge ich im Geiste meiner Arbeiter die für die Industrie so wertvolle Gefügigkeit. Sie bringt mir Beruhigung. Ueberdies ist der Widerstand gegen das Elend nicht bei allen gleich groß. In der einen Familie mit zwei Kindern, wo der Vater 3 Frank 50 Centimes Lohn bezieht, können die zwei Kinder dank der Sorgfalt und der Kraft der Mutter leben bleiben. In einer anderen sterben sie, wenn meine Frau nicht zu Hilfe kommt. Mein Profit ist gegeben durch die Zahl der Familien, wo meine Frau, der Herr Abbé und meine barmherzige Schwester nicht oder weniger häufig eintreten.

Die katholische Kirche, die den Geist der Wohltätigkeit erzieht, erscheint hier als eine vollkommene Versicherungsanstalt gegen hohe Löhne. Man braucht nur den Brief des Kardinals Merry del Val an Herrn de Mun zu lesen, den der „Temps“ am 23. Januar 1913 veröffentlicht hat:

„Es gibt in der sozialen Lehre der katholischen Kirche delikate Punkte, über die man im klaren sein muß, wenn man will, daß die auf die Volksmassen unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Religion, der Moral und der materiellen Wohlfahrt auszuübende Aktion nicht nur, wie dies notwendig ist, durch die Wahrheit regiert werde, sondern sich nicht gegen diese umkehre, um sie zu verfälschen. Sieht man nicht zum Beispiel dort, wo der Geist fehlt, den Sie Ihrem Werk aufzudrücken verstanden haben, das Reich der Gerechtigkeit übermäßig zum Nachteil der Nächstenliebe erweitert . . .?“

Durch den Gegensatz des Geistes der Nächstenliebe gegen den Geist der Gerechtigkeit, der Wohltat gegen den Lohn erscheint das eherne Lohngesetz als ein noch nicht erreichter Fortschritt. Es ist indes nicht allein der Geist der katholischen Kirche, der ihm widerstrebt. Das von dieser begonnene Werk kann ohne sie fortdauern. Ein Unternehmer sagt zum Beispiel:

„Ich werde in Zukunft meine Wohltätigkeit selbst in die Hand nehmen. Das macht die Arbeiter an die Firma anhänglich.“

Dieser Spender will nicht, daß sein Geld durch die Hände der Geistlichen den Arbeitern seines Konkurrenten zufließe. Es wird Tendenz der Unternehmer, sich selbst zu versichern.

Ihre Sicherheit fordert, daß in den Subsistenzkosten des Arbeiters die Lohnsumme geringer sei als die Summe der Wohltätigkeit.

Von der Entartung der bürgerlichen Presse.

In Wien ist vor kurzem eine Prostituierte, Fräulein Marie Schmidt, ermordet worden, und die Angehörigen haben diesen Todesfall, wie üblich, ihren näheren Bekannten und Verwandten durch eine private Karte angezeigt. Sonderbarerweise aber hat das „Neue Wiener Journal“ die private Karte einer schwer getroffenen Familie an die Oeffentlichkeit gebracht.

Die Karte hat folgenden Wortlaut:

„Was wir bergen in den Särgen
Ist der Erde Kleid,
Was wir lieben, ist uns geblieben,
Bleibt uns in Ewigkeit.

Es hat Gott dem Allmächtigen in seinem unerforschlichen Ratschlusse gefallen, unsere innigstgeliebte, unvergeßliche Tochter, respektive Schwester, Schwägerin und Tante, Fräulein Marie Schmidt, Sonntag, den 29. Juni 1913, um ½3 Uhr früh, im 26. Lebensjahre in ein besseres Jenseits abzuberufen.

Die irdische Hülle der teuren Verblichenen wird Mittwoch, den 2. d. M., um 2 Uhr nachmittags, in der Kapelle des k. k. Allgemeinen Krankenhauses feierlich eingesegnet und sodann auf den Zentralfriedhof übergeführt, daselbst nach nochmaliger Einsegnung im eigenen Grabe zur ewigen Ruhe bestattet. Die heiligen Seelenmessen werden in mehreren Pfarrkirchen gelesen werden.

Wien, 1. Juli 1913.

Die tieftrauernde Mutter, Geschwister und Verwandte.“

Wir gestatten uns nun zunächst die Frage: „Seit wann werden derartige streng private Karten in die Oeffentlichkeit gebracht? Und seit wann tut man das gar, wenn die tiefgebeugten Menschen nicht nur von einem Todesfall, sondern sogar von einem Mord betroffen wurden?“

In Berlin müßte selbst das gemeinste Blatt der journalistischen Gosse seine schwerwiegenden Gründe haben, um so den Schmerz einer gebeugten Mutter in die Oeffentlichkeit hinauszuzerren.

Also wird ja wohl auch das „Neue Wiener Journal“ seine Gründe gehabt haben.

Welches sind diese Gründe?

Wir würden in die Sphäre des „Neuen Wiener Journals“ hinabsteigen, wenn wir die religiöse Ausdrucksweise dieser Trauerkarte irgendwelcher öffentlichen Kritik unterwerfen wollten. Wie eine Mutter sich mit dem Schmerz um ihre ermordete Tochter abfindet, ist ganz und gar ihre Sache.

Wie es eine Roheit ist, diesen Schmerz an die Oeffentlichkeit zu ziehen, würde es auch eine Roheit sein, seine Ausdrucksformen kritisieren zu wollen.

Wir dürfen aber aussprechen, daß niemand diese Trauerkarte lesen kann, ohne daß sofort der Lebenswandel der Verstorbenen vor ihm aufsteigt und zu der Karte einen im Sinne der Skandalpresse „pikanten“ Gegensatz bildet.

Wenn es sich um die landläufige Todesanzeige eines gewöhnlichen Bürgermädchens gehandelt hätte, wäre die Karte in keiner Weise interessant gewesen und selbst das „Neue Wiener Journal“ wäre nie auf den Gedanken gekommen, sie in die Oeffentlichkeit zu werfen. Weil es sich aber in diesem Falle um eine Prostituierte handelte, tritt der eben erwähnte Gegensatz ein, der die Karte „pikant“ macht.

Um also diesen „pikanten“ Gegensatz zu erreichen, schändet das „Neue Wiener Journal“ nicht nur den Schmerz einer vernichtend getroffenen Mutter, sondern jedes menschliche Gefühl überhaupt.

Man sollte meinen, daß sei schon allerhand; aber es kommt doch noch ein ganz Stück besser.

Im unmittelbaren Anschluß an die religiöse Traueranzeige bringt das Blatt einen sachkundigen Artikel über die „Spezialität“ der Verstorbenen, dem wir folgenden Passus entnehmen:

„Mizzi Schmidt war von braven Eltern liebevoll gehegt und gepflegt, denen sie einfach davonging, um sich „auf die eigenen Füße“ zu stellen, was sich für sie im unermüdlichen Laufe der Erlebnisse am rentabelsten durchs „Fallen“ ergab. In keinem Sinne also eine „arme Verlorene“, nein, ein ganz eigener Typus, eine „Kapitalistin von der Straße“, die ihr „Bankdepot“ hatte, eine „Liebeshändlerin“ ganz eigener Sorte, die nämlich bald ein „stabiles Geschäft“ betrieb, bald „hausieren“ ging oder auch, wenn es sich gerade so traf, beide Geschäftsarten miteinander vereinigte. Sie hatte nämlich zugeiten ihr „festes Verhältnis“, ihren „sicheren Verehrer“ — und einer derselben hatte ja mit 20 000 Kronen den Grundstock ihres Kapitalbestandes angelegt — und dann kultivierte sie wieder die Straße und den Detailhandel der Liebe à la minute. Alles mit wohlüberlegtem Geschäftssinn.“

Ziehen wir also die Summe:

Die trauerbedrückte Mutter versendet eine private Karte, in der sie ihren Schmerz in religiösen Formen ausspricht und alles Gewesene schonend übergeht.

Das „Neue Wiener Journal“ zerrt diese Karte einer Mutter in die Oeffentlichkeit, was an sich bereits eine Roheit ist.

Aber damit nicht genug: es serviert als ersten Gang den Schmerz der Mutter und dann als zweiten Gang eine pikante Plauderei über die Dirnengeschäfte der Tochter.

Wenn das nicht heißt das journalistische Geschäft (von einem journalistischen Beruf kann in diesem Zusammenhange überhaupt nicht die Rede sein) zu einer schonungslosen Leichenplünderung herabwürdigen, wollen wir gerne bekennen, daß unsere altmodischen Wertungen offenbar nicht mehr in die moderne Welt hineinpassen.

Wenn aber die Presse auf diese Weise nach niedrigen Sensationen jagt, braucht man sich nicht zu wundern, daß auch die getreuen Abonnenten desgleichen tun.

Nachdem das „Neue Wiener Journal“ die Trauerkarte dieses Mordes so intelligent ausgeschlachtet hat, bringt es schließlich einen Artikel, aus dem wir zitieren:

Die Tabakarbeiterin.

Ich fühle täglich in meinen Händen rauschen die toten
Blätter lebender Felder,
über denen eine große Sonne steht, die ich nicht kenne.
Nur ihr Atem glüht mir entgegen aus dem Duft trockener
Blätter,
deren Rascheln zwischen meinen schnellen Fingern wie
leises Weinen ist.

Wie das leise, trostlose Weinen mutterverlassener Kinder.
Und ich denke an mein Kind zu Hause, das ich jeden Morgen
verlassen muß,
um hier im großen Fabriksaal jahrein, jahraus aus den
gemordeten Kindern
Fremder Länder Spielzeug zu formen für Millionen Lippen.

Viele, unzählige, vielleicht Meere ausfüllende Blätter
rollen aus meinen Händen.
Blätter, die in ihrer Heimat nicht die Blüte und Frucht
ihres Mutterstrauches schauen durften.

Und ich schaue mein Kind,
wie es unter teilnahmslosen Menschen
sich nach der Mutter sehnt,
deren sorgenden Leib es nur des Nachts neben sich fühlt.

O ihr armen, armen Blätter und du mein armes,
armes Kind!
Hier sitzt eine, die eure tote und lebende Sehnsucht kennt,
die in der Einsamkeit ihrer Gedanken eurem nahen und
fernen Weinen lauschen muß.
Alle Tage, viele lange Stunden.

Alfons Petzold.

Ostseeabenteuer.

Von Otto Flake.

Die Szenerie ist ein mecklenburgisches Ostseebad. Keines von den großen, die innerhalb einer Saison die Einwohnerzahl einer Stadt wie Weimar zu Gast empfangen, sondern eines von den ganz kleinen; Kurliste 2900 Personen, Kurtaxe 3 M.; macht, da die Vorübergehenden nicht mitrechnen, 6—7000 M. Einnahme. Dafür darf man kein Kurorchester verlangen und begnügt sich, einmal wöchentlich, mit dem Konzert des xten mecklenburgischen Artillerieregiments, das allerdings in Uniform spielt!

Weder begegnet man am Strand den eleganten Berliner Schwerenötern, noch in den Anlagen interessanten alleingehenden Damen, nach denen Herren sich umdrehen — alles Familien, Mittelstand, der seine Kinder nicht von koketten Bonnen, sondern von braven Landmädchen beaufsichtigen läßt. Zwar den Herren nach könnte man auch höher hinauf taxieren; Jachtklubmütze und norddeutsche Schneidigkeit verwischen die Spuren des Milieus. Herren sind überhaupt schwerer zu taxieren. Aber die Frauen bieten Handhaben.

Der Strand liegt ganz einsam, weder Mole noch Hotel. Ein hölzerner Landungssteg schiebt sich weit ins Meer, wie die Stege auf Hokusais Bildern. Die zierliche Buchtung des flachen Ufers, die gefächerten Wipfel der Kiefern auf der hohen Düne vervollständigen den japanischen Eindruck. Man muß durch den Wald, um zum Ort und zu den Menschen zu gelangen, an die vom nahenden Schiffe aus nichts erinnert als Strandkörbe, blaßgrün und sanftrosa, und vom Wind gestraffte Fähnlein. (Denkt man sich glühende Papierlaternen und den aufgehenden Vollmond, selbst ein tiefgoldenes Lampion hinzu, so ist es ein Strandfest.)

Der Ort wirkt wie eine Siedlung in Kanada. Zwischen säumenden Wäldern ist ein flüchtiges Stück Land urbar gemacht, ein lichtes Viereck in dunklem Rahmen, quer von einer Linie durchschnitten, der Fahrstraße, an der die Bauern ihre niederen strohgedeckten, weißgekalkten Hütten aufgereiht haben. Wo keine Häuser stehen, wogen gelbe Getreidefelder, dreht sich eine Mühle, grasen Kühe, die Tiere mit den impressionistisch gefleckten Leibern, auf grünen Wiesen. Die Steige längs den Häusern sind mit Birken bepflanzt. Die weißen, schlanken Stämmchen, das zitternde Laub, erinnern mich an etwas; ich finde es nicht. Sie heimeln mich mit ihrem sanften Grün, das auch im Sommer etwas Frühlingshaftes hat, in einer ganz bestimmten Weise an: wo empfand ich das schon einmal, daß der Sommer nichts Reifes, sondern etwas Zartes, Ephebenhaftes hat? Nun weiß ich es: im Norden, im hohen Norden, wo die Sommernächte hell bleiben, und nun weiß ich auch, es sind nicht nur die schlanken, frauenhaften Birken, die zu meiner Erinnerung sprechen, es sind vor allem die Bauernhütten und dazwischen die Holzvillen mit den vorgebauten Veranden, in denen die Leute zu ebener Erde frühstücken und den Vorübergehenden über das Vorgärtchen hinweg zurufen — russische Datschen sind es längs einer Ueberlandchaussee, wie sie vor den Toren Petersburgs sich an der Wiborger Landstraße bis an die finnische Grenze hinziehen.

Und nun die Menschen. Wenn man den Tag in vier Mahlzeiten zerlegt, bleibt nicht viel von ihm übrig. Von 8—9 Frühstück, von 12—1 Mittagessen, von 4—5 Kaffee und von 7—8 Nachtessen: dazwischen kann man gerade ein bißchen spazieren gehen, ein Bad nehmen und einen Brief schreiben. Im Anfang schien es mir, als säße die Familie gegenüber, die ich so schön durch Zimmer und Hinterfenster bis zum Wald sehen konnte, noch viel öfter und länger am ewig gedeckten Tisch, aber es war eine Täuschung. Die fünf Mitglieder schienen nur fünfmal so lange zu essen, und das Decken und Abräumen durfte ich doch nicht mitrechnen, wenn auch der Lärm derselbe war. Rechnete ich es freilich mit, so daß z. B. folgende Ordnung herauskam: 7—8 Tischdecken, 8—9 Essen, 9—10 Abräumen, 11—12 Decken, 12—1 Essen usw., so ist es erklärlich, daß ich in eine Art Verfolgungswahn geriet und eines Tages in den Spiegel sah, ob ich nicht meinerseits zu wenig aß und der Abzehrung entgegenging.

Und eines Tages konnte ich das glückliche Familienleben, beruhend auf der Grundlage eines einträchtigen Heißhungers, noch aus größerer Nähe studieren. Meine Veranda wurde plötzlich durch ein Stück Leinwand zwischen vier Leisten, eine Art unbemaltes Riesengemälde, in zwei Hälften geteilt, und es war das schönste Nebeneinander zweier Lager hergestellt. Wie überhaupt die ganze Häuserreihe eine verblüffende Aehnlichkeit mit einer Reihe von „chambre séparées“ hat, von denen die Vorderwand hinweggenommen war, damit die Vorübergehenden einen Spaß hatten — aber ich wette, keiner empfand die Komik des Bildes.

Hinter der Leinwand begann auf meiner Veranda ein angeregtes und aufgeregtes Familienleben, und wenn ich auf meinem Diwan lag, war es nicht anders, als sei ich dabei. Ein leibhaftiger Konsul aus Hamburg mit seiner Tochter. Wie kam der Mann hierher? Nichts leichter, als es herauszubekommen, da er selber genug darüber schimpft; es schien ein heftiger, cholerischer Herr zu sein. Ein kleiner Roman. Die Tochter hatte sich mit einem Künstler verlobt und über den Schwierigkeiten, die der alte Herr machte, waren die Sommerwochen vorübergegangen. Dann hatte er nachgegeben und nun war er hier, weil doch Artur, der doch wochentags an irgend-

„Das Leichenbegängnis der Ermordeten.

Bei dem gestern um ½3 Uhr nachmittags von der Leichenhalle des Allgemeinen Krankenhauses aus stattgefundenen Begräbnis der ermordeten Marie Schmidt spielten sich wüste Szenen ab. Bereits um die Mittagsstunde strömten aus allen möglichen Bezirken Leute im Leichenhof zusammen, um die in einem vernickelten Metallsarge aufgebahrte Leiche zu sehen, deren Gesicht mit einem Schleier bedeckt war. Um 1 Uhr kam es vor der Leichenkammer zwischen den Neugierigen zu einem erbitterten Handgemenge. Man hörte laute Hilferufe und sah Frauen mit heruntergerissenen Kleidern. Auf dem Boden lagen zerbrochene Schirme und zertretene Hüte."

Diese Presse und dieses Publikum sind offenbar einander wert.

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Der „Trost für Zecher".

Wenn man einmal in drastischer Weise erkennen will, wie sehr die kapitalistische Welt von den schmutzigsten Geldinteressen beherrscht wird, braucht man sich nur einmal den Kampf anzusehen, den die Interessenten des Alkoholkapitals gegen die Abstinenten führen.

Es kann nicht bestritten werden, daß der Alkoholismus ein fressender Schaden an unserem Volkskörper ist. Wenn man mit einem Blick das Meer von Elend überschauen könnte, das dem Alkohol seine Entstehung verdankt, kein Mensch würde mehr einen Tropfen über die Lippen bringen, hat einmal ein englischer Schriftsteller nicht ohne Grund gesagt.

Was fragt aber das Alkoholkapital nach menschlichem Elend, wenn der Profit ins Wanken gerät?

In der niederträchtigsten Weise wird offen oder auf journalistischen Schleichwegen die öffentliche Volksmeinung über den Alkohol von den Interessenten des Alkoholkapitals vergiftet. Weder auf die Wahrheit noch auf die nationale Gesundheit wird auch nur die leiseste Rücksicht genommen, wenn es sich um die erhabene Aufgabe handelt, die Menschen zum Saufen zu bringen. Mögen die Schäden des Alkoholismus weiter fressen, wenn nur der Profit nicht sinkt!

In Frankfurt a. O. hat sich nun die königliche Regierung veranlaßt gesehen, diesem gewissenlosen Treiben mit einem Erlaß entgegenzutreten.

Der Erlaß hat folgenden Wortlaut:

„Verbreitung von Plakaten der Alkoholinteressenten.

In letzter Zeit werden in vielen Wirtschaften Plakate ausgehängt, die, auf angeblich wissenschaftlicher Grundlage beruhend, veranschaulichen sollen, daß die völlige Enthaltung von Alkohol auf den menschlichen Körper schädlicher wirkt, als selbst starker Alkoholgenuß. Die Plakate führen entweder den von einem Plakat des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke entlehnten Titel: „Was jedermann vom Alkohol wissen muß", oder den Titel: „Trost für Zecher". Die Herren Landräte und Ortspolizeibehörden ersuche ich, dahin wirken zu wollen, daß diese Plakate, die der Förderung der Völlerei zu dienen geeignet sind, verschwinden. Die Wirte werden darauf aufmerksam gemacht, daß das Aufhängen derartiger Plakate bei einem Konzessionsentziehungsverfahren wegen Förderung der Völlerei als Beweismittel Verwendung finden könnte. Der Regierungspräsident."

Wir sind im allgemeinen durchaus keine Freunde von behördlichen Eingriffen des gegenwärtigen Staates.

Im vorliegenden Fall aber handelt es sich um einen gemeingefährlichen Betrug, den aufzudecken ein Verdienst ist.

Eine Strafpredigt an die Besitzenden.

In einem Feuilleton-Artikel des „Hannoverschen Tageblattes" befaßt sich ein Mitarbeiter sehr abfällig mit der Festfütterei der „besseren" Gesellschaft. Wer im gesellschaftlichen Leben stehe, so heißt es, sei Zeuge eines Unfugs, wie er schlimmer nicht gedacht werden könne, man gebe Fest auf Fest, Essen auf Essen. Früher sei man so bescheiden gewesen, zu einem einfachen Abendessen einzuladen, heute aber gebe man spät abends ein „Essen von einer kaum noch zu überbietenden Anzahl von Gängen mit den raffiniert teuersten und seltensten Leckerbissen; zu jedem Gange reicht man einen Extrawein". Auch den sogenannten Festessen widmet der Verfasser einige Sätze. „Bei jeder Gelegenheit, ob einer kommt oder geht, ob er in sein Amt tritt oder es verläßt, ob man ein Jubiläum oder einen patriotischen Gedenktag begeht: Festessen!" Ja, so weit sei es gekommen, daß „ein so ernst heiliger Gedenktag wie der von Preußens Erhebung in diesem Jahre nicht nur durch Gottesdienste und feierliche Akte in Schul- und Universitätssälen, sondern zugleich durch solenne Festessen in den Hotels begangen wurde. Den Tag, da das deutsche Volk die schwersten Opfer rüstete, zu den härtesten Entbehrungen sich vorbereitete, glaubt man nicht besser als durch ein opulentes Festessen mit auserlesenen Gängen und Sekt feiern zu können." Das Wort Wallensteins sei zur bitteren Wahrheit geworden: „Dies Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tische".

Der Verfasser dieser Strafepistel weiß offenbar Bescheid. Ob er dabei an die Festschmauserei bei der Einweihung des neuen Rathauses in Hannover gedacht hat, — dieses Essen kostete pro Person 40 M. — wissen wir nicht. Jedenfalls erhöht es noch den Reiz seiner Auslassungen, daß dasselbe „Tageblatt", das diesen Artikel bringt, durch drei seiner Redakteure bei dem 40-Mark-Essen zur Rathausweihe vertreten war!

Ein einziger Protektler.

Ein Badener schildert der „Frankfurter Zeitung" folgendes kleine Erlebnis auf der Bahn: „Ein Eilzug fährt von Heidelberg nach Mannheim. Ein Salonwagen ist angehängt, in dem sich die Großherzogin-Witwe Luise befindet. In Friedrichsfeld geht der Schaffner durch alle Wagen und sagt in näselndem Tone: „In Mannheim niemand aussteigen, bis die Großherzogin Luise den Zug verlassen hat!"

In Mannheim fährt der Zug langsam ein, alle Passagiere stecken die Köpfe zum Fenster hinaus. Eben wird vom Hofwagen ein Trittbrett heruntergelassen, der Bürgermeister mit einem mächtigen Bukett und noch einige hohe Beamte stehen vor dem Hofwagen und machen ihre Knixe.

Im letzten Wagen will ein robuster Mann heraus, der Schaffner springt herbei und wehrt es ihm. „So lasse Sie mich doch raus, ich hab' wichtige Geschäfte!" ruft jener. „Niemand darf raus," schreit der Schaffner, „dort vorne ist die Großherzogin und da darf niemand raus." „Ich sag' Ihne, ich geh' raus," schreit der Passagier, „ich hob ja nix dagege, daß da vorne die Großherzogin is, aber ich hab' Geschäfte und geh' raus." — „Sie bleibe drinn." „Ich geh raus." — „Un Sie bleibe drinn." Da macht der Mann die Türe auf, der Schaffner schlägt sie wieder zu: es schreit noch einer, er muß raus. Mit einem Ruck fliegt die Tür wieder auf und der Passagier steht auf dem Perron und schreit aus Leibeskräften: „Ich bin doch keen Sträfling, daß sie mich nit raus lasse, ich hab' zu tun in Mannheim und hab' gar nix dagege, daß da vorne die Großherzogin is und daß die annere deshalb nit raus derfe, aber ich hab' Geschäfte," schreit er fort und fort und geht dabei durch die Sperre. Wie er schon durchgegangen ist, ruft ihm der Schaffner nach: „Non, ich will Ihne meinetwege durchgehn lasse." Da lacht der Passagier laut auf und ruft: „Danke schön."

Ist es nicht sonderbar, daß nur der eine Passagier gegenüber der devoten Willkür der Beamten sein Recht wahrte? — Allerdings!

Spiel und Sport.

Ist die Gründung eines Arbeiter-Fußballbundes nötig?

Uns wird aus turnerischen Kreisen geschrieben: Mit dieser Frage beschäftigen sich zurzeit verschiedene Fußballvereine, die dem Deutschen Fußballbunde angehören. Durch die letzten Vorgänge: Beitritt des D. F. B. zum Jungdeutschlandbund, Teilnahme an der mit allem hurrapatriotischem Klimbim vor sich gegangenen Stadioneinweihung sind viele Fußballspieler, die ja zu 80 Proz. aus Arbeitern sich zusammensetzen, stark verschnupft worden. Das ist zu begrüßen. Es beweist nämlich, daß der sporttreibende Arbeiter auch Sinn für andere Dinge behält, nicht in Sportsexerei untergehen will, vor allem aber sich nicht als Werkzeug von den herrschenden Klassen gebrauchen lassen will. Die arbeiterfeindlichen Tendenzen des Jungdeutschlandbundes, seine gegen die Interessen der Arbeiterschaft berechnete Einwirkung auf die proletarische Jugendbewegung ist erst kürzlich im Reichstage gebrandmarkt worden. Den Weg, den der D. F. B. heute einschlägt, Träger von Nationalstolz, Vaterlandsliebe und Patriotismus zu sein, wollen viele Mitglieder der Vereine des D. F. B. nicht mit wandern. Besonders unter den Vereinen des Brandenburgischen Ballspielverbandes hat diese Mißstimmung Nahrung gefunden. Man hat die Anregung gegeben, einen Arbeiter-Fußballbund zu gründen. Obgleich es den Arbeitern in den Fußballvereinen bekannt sein dürfte, daß in Arbeiterturn- und sportvereinen, die dem Arbeiter-Turnerbunde angehören, auch das Fußballspiel gepflegt wird (die bürgerlichen Verbände haben mit der Sperrung der Fußballplätze dafür gesorgt, daß wir nicht unbekannt blieben), bringt man uns in den Fußballvereinen eine gewisse Kühle entgegen. Es ist eine zu Unrecht bestehende Antipathie der Sportler im allgemeinen gegen das Turnen, das hierzu verleitet. Und doch sind beide Arten, Fußball und Turnen, körperliche Uebungen, die sich gegenseitig ergänzen. Ein anderer Einwand ist, daß der Fußballsport unter Oberleitung der Turner in seiner Entwickelung gehemmt werde, im turnerischen Gebiete nicht die Entfaltung erreiche, wie sie die Fußballspieler gern wünschen. Demgegenüber muß bemerkt werden, daß die Arbeiterturn- und Sportvereine Groß-Berlins, jetzt: Märkische Spielvereinigung, seit zwei Jahren einen geregelten Fußballbetrieb unterhalten, ähnlich dem der bürgerlichen Ballspielverbände. Auch mehrere Fußballvereine beteiligten sich hieran. Dem Spielbedürfnis ist in weitgehender Weise Rechnung getragen. Der Gedanke: Gründung eines Arbeiter-Fußballbundes, muß daher prinzipiell zurückgewiesen werden, weil er eine Sonderbestrebung neben schon bestehenden und anerkannten Arbeiterorganisationen darstellt. Wie auf anderen Gebieten der Arbeiterbewegung der Zentralisationsgedanke vorherrscht, so auch im Gebiet der Körperpflege.

Die Märkische Spielvereinigung setzt sich zusammen aus rund 90 Vereinen (3000 aktive Spieler), die in die Spielbezirke Groß-Berlin, Kottbus-Forst, Luckenwalde, Rathenow-Brandenburg gruppiert sind. Die Vorarbeiten für den kommenden Herbstspielbetrieb sind im besten Gange. Der eventuelle Anschluß von Vereinen muß baldigst nachgesucht werden. Auskünfte erteilt der Obmann

Paul Schmidt, Berlin N. 20, Grünthaler Str. 9.

Radrennen im Olympia-Park.

Das Internationale Flieger-Kriterium am Sonntag brachte als Hauptnummer des Programms mit Willy Arend, Egg, Hourlier, O. Meyer, Perchicot, Polledri, Pouchois, Walter Rütt und Schürmann unsere besten Fahrer in den Wettkampf. Das Rennen bildete gewissermaßen eine Fortsetzung des Großen Preises von Paris, der am Sonntag vorher von denselben Fahrern bestritten wurde und mit dem Siege Rütts endete. Das Kriterium wurde in 12 Vorläufen von je drei Fahrern und die Reihenfolge nach Punkten gewertet. Es erzielten Rütt 4, O. Meyer 5, Hourlier 6, Schürmann 8, Perchicot 9, Pouchois 9, Arend 10, Polledri 10 Punkte, Egg war nach dem zweiten Lauf gestürzt und hatte aufgegeben. Den Endlauf bestritten Rütt, Meyer, Hourlier und Schürmann. Hourlier kam vor Meyer und Rütt ein, so daß jeder die gleiche Punktzahl (7) erzielte; es wurde daher ein Entscheidungslauf notwendig, der von Rütt knapp vor Hourlier und Meyer gewonnen wurde. Den Dauerfahrern war das Theile-Erinnerungsfahren über 75 Kilometer in drei Läufen und ein 30-Kilometer-Fahren für die B-Klasse vorbehalten. Die Rennen waren vom Wetter begünstigt und erfreuten sich guten Besuches.

Ergebnisse:

30-Kilometer-Rennen: 1. Pawke in 23 Min. 45⅘ Sek., 2. Erxleben.

Rekordfahren mit Motorführung, 2000 m. 1. Rettelbeck 1:48, 2. Serös.

Theile-Erinnerungs-Fahren: 1. Lauf (20 km). 1. Serös in 14:46, 2. Didier. 2. Lauf (25 km). 1. Serös in 17:55⅘, 2. Didier. 3. Lauf (30 km). 1. Didier in 21:25, 2. Rettelbeck. Serös war nach dem 10. Kilometer infolge Reifenschadens gestürzt und hatte aufgegeben.

Gesamtwertung: 1. Serös, 2. Didier, 3. Rettelbeck. A. Stellbrink hatte zu dem Rennen gemeldet, konnte aber infolge der am vorigen Sonntag bei einem Sturz in Zürich erlittenen Verletzungen nicht fahren.

Internationales Flieger-Kriterium. 12 Läufe über je 800 m. 1. Rütt, 2. Hourlier, 3. O. Meyer usw.

Prämienfahren. 8000 m. 1. Pawke in 10:45; 2. R. Müller. Rundenprämien gewinnen Pawke und W. Behrend je 3, Amelang, Hiepel, Jockel je 2, Grüneberg, Hansel, Leuters, R. Müller, Rütebus, Schulz, Wehlitz je 1. 29 Fahrer im Rennen.

---

eine Ausmalerei gebunden war, Sonntags herüberkommen konnte; als sei er jetzt schon Ehemann.

Und am nächsten Samstag kam Artur. Schlank, braun, gut angezogen, fröhlich und energisch. Ich prüfte ihn nachher im Herrenbade bis auf die Nieren. (Wenn das Wetter schön ist, gibt das Herrenbad zwischen 11 und 12 das Bild einer antiken Gymnestra. Man hat geschwommen und dies bißchen Bewegung und Nacktheit macht selig; nun liegt man in der Sonne, man steht, man geht auf und ab, immer nackt, ganz Körper, voll des Verlangens, jeden Tag eine solche Stunde der Freiheit zu verleben, voll der Bewunderung für die muskulösen, fettlosen, braun und mattschimmernden Leiber von ein paar fünfzehnjährigen Knaben, die in der kleinen Sandarena ringen: breite Schultern, schmale Hüften, schlanke Beine. Griechentum.)

Artur ist ein famoser Kerl, sachlich und männlich, obwohl er Künstler ist; ein kühnes Auge und gelocktes Haar, auch das läßt an Hellenisches denken. Warum hat er sich eigentlich mit der Konsulstochter verlobt? Sie ist nicht häßlich, gar nicht, aber sie hat schmale, blasse Lippen, sie wird immer sehr vernünftig sein.

Am nächsten Morgen, es ist Sonntag, wache ich vom Licht auf, das strahlend sieghaft durch die gelben Vorhänge bricht. Was gibt es schöneres, als in den Ferien vom Blau des Himmels geweckt zu werden? Die Lungen dürsten nach Luft — es ist herrlich, diesen Durst zu sättigen —, die Muskeln hungern nach Bewegung; schnell, rasch die Kleider an, die Fenster aufgerissen und nach dem Frühstück geläutet. Konsuls sind auch schon auf und auf der Veranda klirren die Tassen.

Aber wie ich den Schlips umbinden will, geht vor dem Hause eine Musik los. Zwei Mann, Drehorgel und Piston. Auch das ist Datschenstimmung. Ich kenne euch. Ihr seid Pfälzer Musikanten, die ich einst dort oben im Russischen gerührt mit Trinkgeldern beschenkte, weil ihr den Landsmann herauskehrtet. Ihr klopft die weiten Ostseeprovinzen ab, denn mit dem Patriotismus ist ein Geschäft zu machen; aber daß ihr die Ostsee bis hierher brandschatzt, alle Achtung! Sie haben immer das Neueste auf ihrer Walze und aus der Glanzzeit der Matchitche ist eine Glanzzeit der „geschiedenen Frau" geworden. „Im Schlafcoupé, im Schlafcoupé" und „Kind, du kannst tanzen wie meine Frau" fängt es an, und wenn es aufhört, ist's der diesjährige Schlager „Puppchen, du bist mein Augenstern". Es dauert keine fünf Minuten, da heult der erste Hund, der Konsul pfeift ebenso unerträglich mit, Artur schimpft und nur das Fräulein erklärt, fürs erste höre sie ganz gern ein paar Melodien.

Ich meinerseits stecke philosophisch eine Zigarre an und lege mich aufs Sofa. Manchmal bricht die Musik ab, dann kam ein Obolus geflogen. Plötzlich beginnt bei Konsuls eine erregte Diskussion.

Artur muß etwas Empörendes gesagt haben, denn der Konsul pustet und schnaubt vor Mißachtung. „So 'ne Idee kann doch nur in 'nem sogenannten Künstlerkopfe entspringen." Ja, aber was denn für eine Idee? „Solche zwei Erzhalunken, die dem Herrgott den Tag hinwegstehlen und statt zu arbeiten sich mühelos einen Haufen Batzen zusammen betteln!"

Die Tochter fängt an zu vermitteln. „Das ist doch nur ein Spaß von Artur, so schlimm hat er es doch nicht gemeint". Und sie scheint Artur einen Wink zukommen zu lassen, denn er meint kühl: „Ich verstehe deine Aufregung nicht, lieber Papa, und ich halte es für das Vernünftigste, München macht sich zum Spazierengehen fertig. Ich springe so lange zur Post hinüber."

Es ist unklug von ihm, daß er dem Konsul das Feld räumt, denn dieser geniert sich nun gar nicht mehr und gibt der Befürchtung deutlichen Ausdruck, daß ein Mann mit solchen Ansichten keine Garantien für eine sichtbare Schätzung von Arbeit, Erwerb und Geld biete. Und endlich kommt es heraus: Artur hat die zwei Pfälzer „eigentlich ganz vernünftige Leute" genannt, weil sie „statt in einer Fabrik sich abzuschinden", ziemlich mühelos ihr Geld verdienten; und der Gedanke, so die Sommerfrischen abzugrasen, sei „eigentlich eine Idee". Lieber Artur, was soll daraus werden? München verteidigt dich nicht sehr lebhaft.

Als ich mich zum Nachmittagskaffee wieder mit Konsuls auf der Veranda versammelte, hatte ich den Zank längst vergessen. Sie waren mitten drin. Und die Auseinandersetzung war prinzipiell geworden. Artur wehrte sich sehr ernst, und sein Gegner war nicht mehr der Papa allein, sondern auch die Tochter.

Artur: Zuerst war es nichts als eine Laune, die mir durch den Kopf ging und die man ausspricht, wenn man sich in heiterer Gesellschaft befindet . . .

Konsul: Bei einem anderen würde ich es gelten lassen, aber Künstler bestehen überhaupt nur aus Laune, und dabei machen sie Launen zu dem, was bei anderen Grundsätze sind.

Artur: . . . Aber da ihr nicht einmal das Körnchen Wahrheit, das in meiner Behauptung steckte, begreifen wollt, so bin ich inzwischen dazu gekommen, zu finden, daß man aus dieser kleinen Wahrheit sehr wohl eine große machen kann.

Konsul: Hörst du es, München?

Artur: . . . . Und daß ein Mensch das Recht hat, zu wählen, ob er sinnlos schuften oder durch eine kleine Tätigkeit sich so viel verdienen will, als er unbedingt braucht.

Konsul: München!

München sagt nichts.

Artur: Ich selbst bin ein unermüdlicher Arbeiter, aber deswegen habe ich doch Tage, wo ich mich frage, ob die ganze Kultur mit ihren Fabriken und ihrem niederträchtig verteilten Reichtum einen Sinn hat, und wo ich einen Fischer, der aufs Meer fährt und nicht mehr arbeitet, als er braucht, oder sonst irgendeine der tausend unabhängigen Existenzen für vernünftiger halte als uns alle. Ist man da, um zu arbeiten, oder um ein bißchen Genuß von seinem bißchen Leben zu haben?

In diesem Augenblick hört man die beiden Pfälzer am anderen Ende des Dorfes musizieren. Sie haben gewiß eine reiche Ernte gemacht, aber sie sind raffiniert. Sie haben eine neue Nummer eingefügt. „O alte Burschenherrlichkeit", eine Spekulation auf die alten Herren und ihre Sentimentalität. Ich lache mich halbtot, Artur aber nenne ich jetzt einen doppelt famosen Kerl. Der Streit nebenan tritt in ein letztes Stadium.

Konsul: Nach alledem, mein lieber Freund (!), beginne ich in der Tat in Erwägung zu ziehen, ob eine Verbindung zwischen meiner Tochter, die von meiner Art ist, und einem Künstler voll solch aufrührerischer Ansichten Dauer und Glück verspricht.

München: Papa!

Artur: München, ich bitte dich jetzt, für mich das Wort zu ergreifen.

München: Artur meint es sicher nicht so schlimm, lieber Papa, und ist sicher auch bereit, seine Ansichten zurückzunehmen, wenn er dir damit einen Gefallen erweisen kann.

Artur: Liebe Hermine, ich möchte vorher eine Bestätigung aus deinem Munde, daß du wenigstens verstehst, wie man eine solche „Ketzerei" aussprechen und vor allem, wie man sie empfinden kann.

Konsul trommelt mit den Fingern auf den Tisch und sieht München an, Artur sieht München ebenfalls an.

München: So lange du selbst von einer Laune sprachst, habe ich dich begriffen, aber wenn du daraus eine unchristliche Lebensanschauung machst, kann ich dir nicht folgen. Ohne Arbeit, harte Arbeit, kann ich mir das Leben nicht sittlich denken.

Konsul: Das nenne ich, mir aus dem Herzen gesprochen.

Artur: Sollten wir wirklich nicht zusammenpassen?

München: Es liegt an dir, lieber Artur.

Artur (zieht die Uhr): Ich kann heute nicht weiter denken. In einer Viertelstunde geht der Zug. Ich schreibe dir, Hermine. Leb wohl!

Er verschwindet. Die Pfälzer spielen: Gaudeamus igitur, in das der Konsul ebenso falsch wie lebhaft einfällt. München weint. Nehmen wir an, daß Artur besser pfeifen kann.

Mein Debüt als Staatsretter.

Ich bin immer ein friedlicher, loyaler Bürger gewesen. Man kann mir nichts nachsagen. Im Schaufenster meines Butter- und Käsegeschäfts steht eine Büste unseres Kaisers, täglich aus frischer Butter neu geformt. Und mein höchstes Streben war, einmal des Hoflieferantentitels würdig und damit der Ehre teilhaftig zu werden, unter die Vorstadtpatrizier von Neukölln aufgenommen zu werden.

Mit Betrübnis las ich in der Zeitung die Klagen der Berliner Polizei über das Verhalten des Publikums bei Kämpfen von Kriminalbeamten mit Verbrechern: Nicht genug, daß das Publikum den bedrängten Beamten nicht zu Hilfe eile, nein, es nehme gar noch für den Verbrecher Partei. Ich fand solches Verhalten unerhört, unerhört! Wenn ich doch mal in die glückliche Lage käme, Zeuge zu sein, ach, wie wollte ich . . .

Da hatte ich eine Kommission in der Gegend des Scheunenviertels. Ahnungs- und hoffnungsvoll steckte ich einen Gummiknüttel zu mir.

Richtig, in der Linienstraße begegnete mir ein Individuum . . . Großer Lambroso! Ich entsetzte mich in der Tiefe meines staatsbürgerlichen Gemütes. Diese Ohren! Diese Stirn! Diese versteckt lauernden Augen! Unwillkürlich faßte ich meinen Gummiknüttel an.

Da kam dicht hinter ihm ein anderer Mann, von beruhigend ehrlichem Aussehen, mit einem merkwürdig intelligenten Gesicht. Diese klugen, hellen Augen, die ganze Physiognomie, ich mußte an Sherlock Holms denken. Ha, gings mir durch den Kopf, ein Geheimpolizist? Ein Kriminalbeamter? Der dem Verbrecher auf der Spur ist? Herr Gott, dachte ich, wenns doch wäre! Herr Gott betete ich in der Tiefe meiner staatserhaltenden Seele, laß mich helfen, laß mich für den Staat etwas tun!

Da höre ich schon Lärm hinter mir, — ich wende mich um: wahrhaftig! Die beiden im Handgemenge. Schrillend geht das Notsignal des Beamten . . .

Hei! Ich den Gummiknüttel heraus, mit einem Satz bin ich dazwischen, dem Gauner an die Gurgel, und im nächsten Augenblick haben wir ihn am Boden. Und nun wir beide über ihn her! Er will eine Browningpistole ziehen, aber geschickt entreißt der Geheimpolizist sie ihm und — läuft davon. Ich habe keine Zeit mich zu verwundern. Gut, nein, um so besser, so werde ich mich allein, ha, so werde ich mich allein um den Staat verdient machen! „Ha!“ schrei ich, „mit Gott!“ und hau ihm einen drauf; „für König!“ Das Nasenbein ist platt wie ein Eierkuchen. Gerade will ich noch fürs Vaterland ihm einen versetzen, — da geschah etwas Merkwürdiges. Ich höre eilende Tritte, ich sehe so etwas wie Schutzmannshelme vor meinen Augen blinken, sehe einen Säbel blitzen und fühle, wie mächtige Fäuste auf mich lostrommeln trrrr . . .

Als mir die Besinnung wiederkehrte, fand ich mich in den Räumen einer Polizeiwache, reich verbunden. Auf einem Feldbett, noch reicher verbunden und von einigen Schutzleuten mit Medikamenten betraut, mein Verbrecher. Aus seiner Westentasche sah etwas blechernes hervor, ich riß erstaunt die Augen auf, — es war die Erkennungsmarke der Kriminalbeamten . . .

Uebermorgen findet die Gerichtsverhandlung statt. Ich habe mich wegen tätlichen Angriffs auf die Staatsgewalt und Befreiung eines Gefangenen zu verantworten.

Aber wenn ich verurteilt werde, wer soll dann in meinem Schaufenster täglich die Kaiserbüste neu formen, aus bester Tafelbutter?

Londoner Spelunkenleben.

(Von unserem Londoner Korrespondenten.)

Ueber seine Erlebnisse in den Londoner „Slums“ hat unlängst ein alter Beamter der Londoner Schulbehörde ein Büchlein veröffentlicht (Recolections of a School Attandance Officer, von John Reeves). Mehr als ein Menschenalter lang war es die Pflicht des Herrn Reeves, den Schulbesuch der Kinder in einem der ärgsten Spelunkenviertel Ostlondons zu überwachen. Er war einer der ersten Beamten, die angestellt wurden, um das Gesetz vom Jahre 1870, das die allgemeine Schulbildung in England einführte, zur Durchführung zu bringen. In dieser Eigenschaft hatte er wohl mehr Gelegenheit, die Verhältnisse in der sozialen Unterwelt kennen zu lernen, wie jeder andere. Denn sein Amt brachte ihn täglich in Berührung mit den Kreisen der Bevölkerung, die in der entsetzlichsten Armut und größten Verworfenheit leben, die ihre Kinder nicht in die Schule schicken, sondern auf die Straße, um dort zu betteln und zu stehlen. Er mußte versuchen, die Abneigung der Eltern gegen die Schule zu überwinden, Väter und Mütter aufzuklären, um so allmählich der Zivilisation den Eintritt in eine der dunkelsten Ecken Englands zu erzwingen. Seine Aufgabe war um so schwerer, als sein Arbeitsfeld hauptsächlich die Verbrecherwelt war, die in dem Beamten der Schulbehörde einen Abgesandten der Polizei witterte, der nur kam, um nach gestohlenem Gut zu fahnden.

Charakter und Geist des Verfassers sprechen aus folgenden Sätzen: „Bedürftige Schulkinder müssen aus öffentlichen Mitteln ernährt werden. Kann es etwas Grausameres geben, als von hungrigen Kindern zu erwarten, daß sie lernen und die Last der Schularbeit tragen sollen? Kann man erwarten, daß sie stark und fähig werden, die Verantwortungen des Lebens auf sich zu nehmen? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß sie in ihrer Schwäche der Allgemeinheit zur Last fallen?“

Und nun zu dem Milieu, in dem der Beamte wirkte. Er schreibt an einer Stelle: „Ich klopfte an die Tür eines Zimmers, in dem eine Witwe mit sieben oder acht Kindern lebte. Ihr ältester Sohn, ein junger Mann von etwa 21 Jahren, wohnte bei ihr, sie gab auch einem Mädchen von 18 Jahren Logis. Ehe ich den Raum verließ, beobachtete ich still die keineswegs ungewöhnlichen Schlafverhältnisse. Ich bemerkte, daß außer der Bettstelle noch jede Ecke des Zimmers den Familienmitgliedern als Schlafstelle diente; das Schlafmädchen hatte die Mitte des Fußbodens für sich. Alle alten Kleider, die die Familie besaß, schienen für Bettzwecke benützt zu werden, aber trotz alledem konnten sie sich nur wenig Bequemlichkeit verschaffen. Die Art, in der sich diese Familie für die Nachtruhe einrichtete, ist typisch für Hunderte andere. Das gilt für damals wie für heute.“

„In Nummer 42 Old Nichol Street wohnte ein Mann, der in Shoreditch Muscheln verkaufte. Mit seiner Frau und drei Kindern bewohnte er nur ein Hinterzimmer, und des Nachts befanden sich die Menschen, Waren und Brettgestell in diesem Raum. Einmal wohnte eine junge Frau mit ihrem Baby mehrere Wochen lang bei ihnen. Dies sind nun Beispiele, die man leicht viele Male verdoppeln könnte. In den Seitengassen in der Nachbarschaft sah es noch schlimmer aus als in den Straßen. Hier fand man in Hülle und Fülle Taschendiebe, Einbrecher (ich habe gesehen, wie Leute am Fenster ihre Einbrecherwerkzeuge prüften und sich von den oberen Fenstern im Einbrechen übten), Hundediebe und Faustkämpfer, mit Verbrechen besudelte Männer und verworfene Frauen, und die Sterblichkeitsziffer war viermal höher als in irgendeinem anderen Teile Londons . . .“

„Das Leben der Kinder war eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von sonnenloser Plagerei. Nie spielten sie wie andere Kinder, nie schienen sie zu denken wie andere Kinder. Sie alterten vorzeitig und waren die Opfer furchtbarer Grausamkeit. Viele Stunden lang waren sie beim Fabrizieren von Streichholzschachteln beschäftigt, und zu anderen Zeiten halfen sie ihren Eltern beim Verkauf der Waren auf den Straßen oder selbst beim Stehlen. Die Sterblichkeit unter den jungen Kindern war fürchterlich. Die Armenpfleger besuchten diese Orte dann und wann, aber die Leute, die für das Einsammeln der Miete verantwortlich waren, wußten stets, wann sie kamen. Die Wände wurden getünscht und in einigen Gassen wurde Sand gestreut. Einige dieser Herren waren Besitzer dieser Häuser oder in irgendeiner Weise an ihnen interessiert. Einer der Mietenkassierer in der Old Nichol Street war ein naher Verwandter einer der Sanitätsbeamten . . .“

„Am gewöhnlichsten wurde die Herstellung von Streichholzschachteln betrieben. Bei dieser Arbeit mußten sie beinahe tausend Teile handhaben, ehe ein Gros fertig war. Dazu mußten sie selbst den Kleister und den Hanf zum Binden liefern. Für ein Gros gab es 2¼ Pence. Die Schachteln mußten getrocknet werden, was oft sehr lästig war. Zu diesem Zweck legte man sie auf den Fußboden, und im Winter machte man mit allerlei Unrat ein Feuer; denn der Preis der Kohle war unerschwinglich. Sobald ein Kind alt genug war, um ein Stück Glaspapier auf eine Schachtel kleben zu können, mußte es bei der Arbeit in diesem Kampfe um das Brot helfen. Die Nahrung war die schlechteste: Brot, schwacher Tee und manchmal eine billige Mischung, die man Eingemachtes nannte; und selbst diese ärmliche Nahrung gab es in ungenügenden Mengen. Nachts lauerten einige der älteren Kinder in einer dunklen Gasse oder am Ende einer Straße, um von Passanten oder aus einem nicht gut bewachten Laden zu stehlen. Die Krämerläden in den Hinterstraßen waren meist Hehlerläden, wo man jeden Artikel, ohne daß gefragt wurde, in Nahrungsmittel umsetzen konnte. Eine Mütze, die man von dem Kopfe eines Kindes gerissen, oder ein Paket, das man einem Kinde aus der Hand gerissen, oder etwas, was man aus einem Laden außerhalb des Bezirks gestohlen, konnte man auf diese Weise leicht an den Mann bringen. Erinnern wir uns, daß das einzige Ideal, das den Kindern vorgehalten wurde, das des kühnen Einbrechers war. Diesen betrachtete man als einen Helden, und die Knaben pflegten sich ihrer Verwandtschaft mit einem solchen zu rühmen.“

Dies ist ein Teil des Englands zur Zeit der sogenannten „glorreichen viktorianischen Periode“, wie er von einem Kenner der Verhältnisse gesehen wurde.

Moebel-Boebel

NAME GES. GESCH.

Berlin S. Oranienstr. (Moritzplatz) No 58

liefert als Spezialität: Ein- u. Zweizimmer-Einrichtungen. Grösste Auswahl. [illegible] Billigste Preise. Ein Zimmer und Küche [illegible] bis 2000 M. Zwei Zimmer und Küche [illegible] bis 2000 M. Schlafzimmer [illegible] M., echt Eiche [illegible] M. Wohnzimmer, modern, [illegible] M. Speisezimmer, echt Eiche, [illegible] M. Herrenzimmer [illegible] M., englische Bettstelle mit Matratze [illegible] M., Trumeau, geschliffen, [illegible] M., Plüschsofa [illegible] M., Umbau [illegible] M. Besichtigung ohne Kaufzwang erbet. [illegible] Jahre Garantie; ev. Zahlungserleichterungen. Geöffn. [illegible], Sonntags [illegible]. Kein Laden. Verkauf im Fabrikgebäude.

Das gute Riebeck Bier

Ein wertvolles Hausbuch für jede Arbeiterfamilie!

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek

Das Buch ist auf gutem Papier gedruckt, enthält viele Illustrationen und präsentiert sich in einem schmucken Einband. Behandelt werden folgende Gebiete:

Die erste Hilfe bei Unglücksfällen. Von Dr. Christeller. — Das erste Lebensjahr. Von Dr. Silberstein. — Gesundheitspflege des Nervensystems. Von Dr. Hirschlaff. — Der Achtstundentag. Von Dr. Zadek. — Alkoholfrage und Arbeiterklasse. Von Dr. Fröhlich. — Das Schulkind. Von Dr. Silberstein. — Geschlechtsverkehr und Geschlechts-Krankheiten. Von Dr. Gebert. — Nahrung und Ernährung. Von Dr. Chajes. — Wie sollen wir uns kleiden? Von Dr. P. Bernstein. — Der Arbeiterschutz. Von Dr. M. Epstein. — Frauenleiden und deren Verhütung. Mit einem Anhang: „Die Verhütung der Schwangerschaft“. Von Dr. J. Zadek. — Vom medizinischen Aberglauben. Von Dr. E. Thesing. — Das Wasserheilverfahren in der Gesundheitspflege des Arbeiters. Von Dr. S. Munter. — Verhütung und Heilung des Stotterns. Von L. Jordan. — Geschlechtliche Erziehung in der Arbeiterfamilie. Von Dr. J. Markuse. — Zähne und Zahnpflege. Von Gertrud Rewald. — Bau und Lebenstätigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. Christeller. - Der Geschlechtstrieb. Von Eduard Bernstein. — Die Krankenpflege im Hause. Von Johann Ranker-Mannheim. — Die Proletarierkrankheit. Von Dr. J. Zadek.

Ein Buch auf Teilzahlung!

Der Unterzeichnete bestellt hierdurch bei der Vorwärtsausgabestelle
Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek
geb. zum Preise von 4,50 M., zahlbar in Wochenraten von 50 Pf. od. 1 M.
Das Buch wird mir sofort geliefert, doch bleibt es bis zur vollständigen Bezahlung Eigentum der Expedition des Vorwärts

Name: ______

Wohnung: ______

Wir bitten deutlich zu schreiben!

Leihhaus Moritzplatz 58a

kaufen Sie von Kavalieren wenig getragene sowie im Versatz gewesene Jackettanzüge, Rockanzüge, Paletots, größtenteils auf Seide gearbeitet, von 9—18 M. Ferner Gelegenheitskäufe in neuer Maßgarderobe enorm billig. Riesen-Posten Kleider, Kostüme, Mäntel, auf Seide gearbeitet, früher bis 150, jetzt 20—35 M. Extra-Angebot in Lombard gewesener Teppiche, Gardinen, Portieren, Betten, Wäsche sowie Uhren und Goldwaren zu enorm billigen Preisen. — Vorwärtsleser erhalten 10% extra.

Verantwortlicher Redakteur: Paul John, Berlin. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.